

Briefe  
aus Amerika

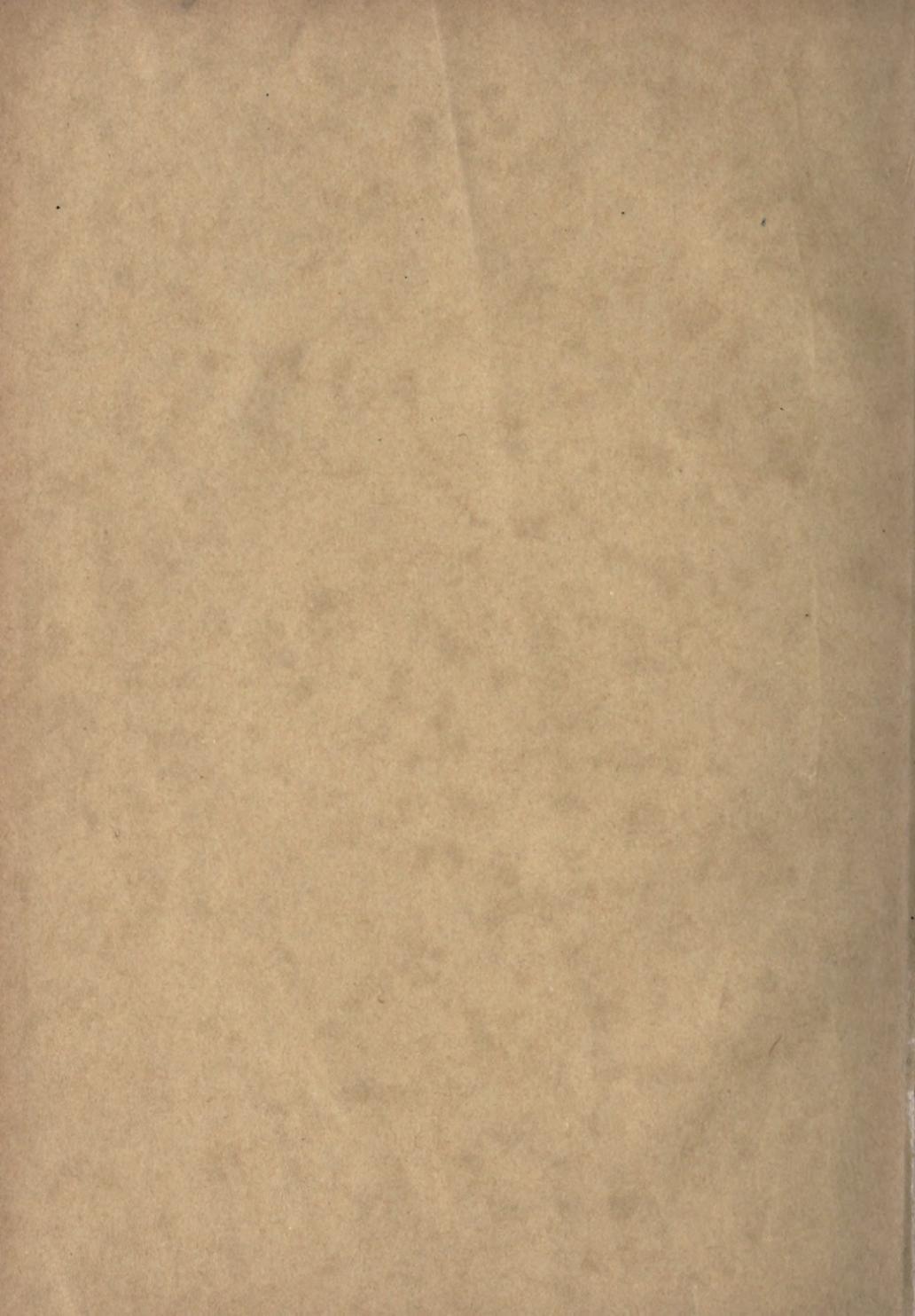
von

Gustav Frenssen









Gustav Frenssen / Briefe aus Amerika

Von Tued

15 Juni 1925

HUS  
F8797b

# Briefe aus Amerika

Von

Gustav Frenssen



Berlin  
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung  
1923

452131  

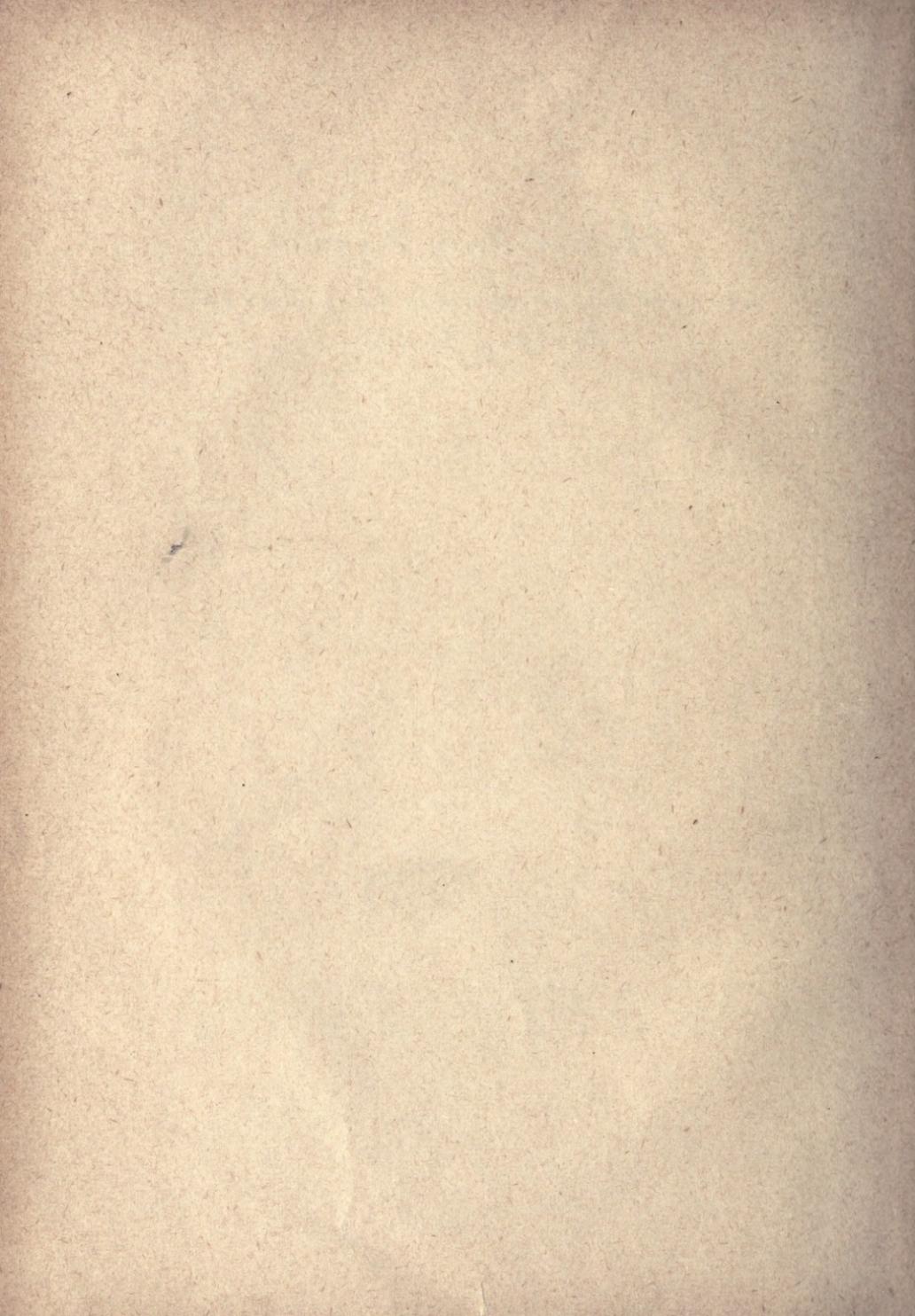
---

30.9.46



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1923.  
Einbandzeichnung von F. D. Muck in Berlin. Druck von Fischer & Wittig  
in Leipzig.

*Meiner Frau Anna,  
meinem guten Kameraden durch  
dreißig Jahre*



## V o r w o r t

Das Central-Relief-Committee in New York, die große Vereinigung der Amerikaner deutscher Herkunft, die sich zur Aufgabe gemacht hat, der deutschen und österreichischen Not zu helfen, lud mich ein, zwei bis sechs Monate für ihre Zwecke Vorträge zu halten. Ich war fünf Monate im Land und schickte diese Briefe und Aufzeichnungen nach Haus.

Der Verfasser



Berlin, 26. März 1922.

Ich bekam in Altona ein Telegramm, daß ich doch nach Berlin fahren sollte. Indem ich nun erwog, daß ich Gelegenheit haben würde, Leute kennen zu lernen, nach denen man mich drüben fragen würde, beschloß ich, den Umweg über Hannover zu nehmen und dem alten Hindenburg einen Besuch zu machen; denn nach ihm, dachte ich, würde man mich am meisten fragen. Ich ging in Hannover sogleich in sein Haus, das schön gebaut in einer stillen Nebenstraße liegt. Die Ordonnanz sagte mir, daß der Adjutant verreist wäre und der Herr Feldmarschall Besuch nicht empfinde; ich gab ihr einen Brief und bat, ihn abzugeben. Nach einer Weile kam die Ordonnanz zurück und ich ging ins Zimmer und da saß er am Schreibtisch, stand in seiner ganzen wuchtigen Größe auf und wir setzten uns. Er sagte: „Sie sind Amerikaner?“ Ich: „Nein, ich denke, Erzellenz haben den Brief gelesen. Ich bin der und der.“ Ich sah meinen Brief da uneröffnet liegen und nahm ihn wieder zu mir. Ich sagte, daß ich nach Amerika ginge und zu welchem Zweck, und daß mich die Menschen drüben nach ihm fragen würden. „Ja,“ sagte er, „ich habe ja leider nicht helfen können.“ Ich: Ja, das wäre in gewissem Sinne richtig, in einem tieferen nicht. Er fragte mich, wohin ich nun noch ginge. Ich nannte einige Namen, die Beziehungen zu Amerika hätten. Er: „Die Leute mag ich nicht leiden.“ Ich: „Ich bin aus Dithmarscher Bauerntum. Jahrhundertelanger Kampf mit Adel, danach die Regierung in Kopenhagen. Deutsche Menschen, dies Dithmarschen und Holstein, aber keine Preußen. Nicht monarchisch, mehr zivil und demokratisch. So ich, der

Bauer, so Bernstorff und Brockdorff-Rantzau, die Edelleute. Trotzdem tapfer ... wie nicht? Tapfer wie jeder preussische Bauer und Edelmann, und als deutscher Patriot ebenso aufrichtig. Nur anderer Art: nicht preussisch, sondern deutsch! Darauf er mit stolzen Worten von dem preussischen Edelmann, wie ihre Geschichte und Gesinnung eine andere wäre: ebenso edel ... aber anders ... Darauf: Kriege würden ja immer sein. Ich: Ja, solange es Ungerechtigkeit zwischen den Völkern gäbe, solange werde es Kriege geben. Es würde also noch sicher einige Kriege geben. Danach, endlich, würden doch die Vereinigten Staaten von Europa kommen. Er: „Daran glaube ich nicht.“ Ich: „Erzellenz sind ein Mann von christlicher Gesinnung ... Der Glaube an den ewigen Frieden und das Reich Gottes hier auf Erden gehört nach meiner Meinung dazu.“ Wir sprachen noch eine Zeitlang in einer sehr ernstern Art hierüber. Als ich aufstand, sagte er mit großer Güte: „Ich möchte den Brief wieder haben zur Erinnerung an unsre Unterhaltung.“ Ich gab ihm den Brief und ging.

Nachher war ich noch beim Oberpräsidenten Noske, zu dem ich als zu einem tapferen, schlichten Mann lange eine Zuneigung habe. Er saß allein in seinem Amtszimmer bei seiner Abendzeitung. Beide Handwerkersöhne, aus derselben gesellschaftlichen Schicht, waren wir uns in unserm Gefühl sogleich nahe, und gerieten in eine lebhaftere Unterhaltung über die vergangenen Begebenheiten. Er hat über alles diese schlichte, verständige, gerechte Anschauung des reifen, ruhigen Geistes. In seinem ganzen Wesen, in jedem Wort empfindet man das sachlich Tüchtige, das Praktische, das klar Übersiehende. Sein persönlicher Mut ist bekannt, sowohl der körperliche wie der moralische. Wenn für Deutschland die Stunde höchster Not kommt, wird es unter andern diesen Mann rufen müssen.

Als ich im Zug nach Berlin saß und meine Gedanken zurückgingen —, daß ich einen großen geschlagenen Feldherrn gesehen hatte, kam ich so im Grübeln auf einen andern großen geschlagenen Feldherrn, auf Hannibal. Ich suchte im Gedächtnis nach den Namen seiner Gegner und konnte sie nicht finden. Dieser Geschlagene war mir in meinem ganzen Leben immer viel wichtiger, viel größer gewesen als seine Besieger. So wird es auch mit diesem Besiegten werden. Es kommt zuletzt immer auf die größeren seelischen und moralischen Werte an. Ich sah den alten Hindenburg in seinem mächtigen Kraftwagen sitzen und langsam ostwärts fahren inmitten des ungeheuren deutschen Heeres, das verwirrt, verstört, niedergedrückt, in guter Ordnung in die Heimat zieht. Dies Bild werden die Menschen Europas und der ganzen Erde Jahrtausende sehen.

Hier in Berlin stellte sich heraus, daß man im Auswärtigen Amt noch mit mir sprechen wollte, und zwar hielt man es für nötig, mich auf die politischen Gefahren, die in meiner Reise liegen, aufmerksam zu machen. Ich sagte dem Ministerialdirektor von Schubert, der mich empfing, ich wollte ihm sagen, wie ich politisch zu der Sache stände: ich wüßte, daß ich in ein demokratisches Land ginge, und wäre der Einladung nicht gefolgt, wenn ich nicht selber demokratisch dächte. Ich sagte, ich wäre wegen des Friedens und der Einigkeit und Festigkeit unsres Volkes immer für die Demokratisierung gewesen und wäre noch derselben Ansicht. Ich wüßte weiter, daß ich nicht zu Auslandsdeutschen, sondern zu amerikanischen Bürgern sprechen sollte, die ihre Ehre darin suchten, rechte Bürger ihres Landes zu sein, daß sie mit dem alten Herkunftslande nichts weiter als die Imponderabilien der Pietät und Kultur verbanden, und daß ich mich in meinen Reden jeder Kritik

amerikanischer Dinge enthalten würde. Was Deutschland anginge, so würde es mir fern liegen, das Vergangene, was in unserm Volk in Ehren gestanden hätte, und das ich zeit meines Lebens ehren würde, herabzuziehen; aber ich würde mein Vertrauen zur demokratischen Gegenwart, zu den jetzigen demokratischen Führern unsres Volkes und zur demokratischen Zukunft aussprechen. Dies alles würde ich tun, nicht aus Diplomatie, sondern aus meiner Überzeugung, die mein ganzes Leben lang dieselbe gewesen wäre, aus der Erde, die bei uns zu Hause ist, gewachsen. Im übrigen hoffte ich, daß mein guter Bauernverstand mir durchhelfen würde. Herr von Schubert sagte mir darauf, daß er dazu nichts weiter zu sagen hätte und mich mit gutem Vertrauen reisen liesse. Er gab mir dann noch einige Ratschläge, die sich auf einzelne bestimmte Gefahren bezogen, und die mir sehr wertvoll waren; und ich ging.

Nachher war da noch eine Einladung von Dr. Köster \*). Sie wohnen in einer Gartenwohnung des Auswärtigen Amtes und sind mit ihren Kindern dieselben einfachen Menschen geblieben, die sie in Blankenese waren. Die Anzüge der kleinen frischen Knaben waren genau so sorgfältig geflickt, gebügelt und vertragen, wie die, welche die Jungen von Lehrer Kohlfs in unserm Dorf tragen. Wir erinnerten uns mit Vergnügen der lebhaften Abendunterhaltungen an unserm Tisch, gerieten aber bald in eine lange und schwere Unterhaltung über unsre Zustände. Als ich wegging, unterwegs in der Wilhelmstraße, dachte ich daran, daß ich einmal, vor dem Krieg, nach einer seiner klaren Ausführungen über die politische Stellung Deutschlands in Europa, dem jungen Gelehrten und Literaten gesagt hatte, er würde in fünfzehn Jahren Minister sein. Nun

---

\*) Derzeit Reichsminister des Innern.

war er es durch das Unglück unsres Volkes in fünf Jahren geworden.

Am andern Tage kam eine Einladung zu Walter Rathenau, welche, wie es scheint, der fleißige und kluge Leiter der Amerika-Abteilung des Roten Kreuzes veranlaßt hatte. Das Haus und seine innere Ausschmückung ist wahrscheinlich nicht viel anders, als zahlreiche andre Häuser in den westlichen Vororten, nur daß vielleicht der gute Geschmack in diesem Hause so durchaus selbstverständlich und unabsichtlich ist. Er hatte mir immer seine Bücher gesandt, und ich hatte, so oft er in einer Zeitung erschien, seinen so auffallenden Kopf in meiner Weise nachdenklich betrachtet, und hatte schon lange das Gefühl, daß er ein Phänomen Europas wäre; aber ich wunderte mich doch, als er da am andern Ende des Zimmers in der Tür erschien, wie edel seine Gestalt und Haltung war, wie sein starker Geist in jeder seiner Bewegungen zum Ausdruck kam und wie klug und geistvoll seine Augen waren. Ich habe in meinem Leben wohl tausende tüchtige Köpfe gesehn, aber nur einige wenige, die äußerlich das Zeichen der Genialität trugen. Das erstemal bei jenem Musikanten, der halb betrunken, mit seiner Geige im Sack, in unser Haus kam, im Regenwetter, und nicht in die Stube wollte und am Küchentisch Brot bekam — Gott mag wissen, wo sie ihn verscharrt haben, — und dann bei Gerhart Hauptmann — bei dem alten Raabe sah man es nicht so —, und nun bei Rathenau. Wir waren über drei Stunden allein miteinander, erst im kleinen Esszimmer, dessen Wände mit zarten eingelassenen Bildern bedeckt waren, und dann in dem ersten Arbeitszimmer. Wir sprachen ganz ohne Programm. Er sprach von England. Er hoffte auf englische wirtschaftliche Bedürfnisse und faire Art. Er vertraue den Engländern. Im Kriege lügen und betrögen

alle; Krieg wäre Krieg; aber er hätte noch nie erlebt, daß ein einzelner Engländer gelogen hätte. Ich sagte, daß ich immer den Glauben gehabt hätte, daß wir einmal mit England zusammengehen würden, und diesem Glauben mehrmals Ausdruck gegeben hätte; ich verschwieg, daß ich es nach dem Geschehenen nicht mehr glaubte. Er fing dann von den bedeutenden Personen an, die an dem Tische, da wir saßen, seine Gäste gewesen, und schilderte sie sehr lebhaft. Es war ein gutes Schauspiel, wie er, immer in vornehmer Form, einige Dialoge wiedergab; ich habe nie so listige Augen gesehen, die doch zugleich von starkem, hartem Menschentum schön waren. Er nannte mich seinen Freund — ich nahm es lächelnd hin; er wird es Hunderten sagen — und bedauerte, daß wir uns bisher nicht kennengelernt hatten. Er sagte, er hätte den ‚Pastor von Poggsee‘ während der Unterhandlungen in London gelesen und hätte zum erstenmal festgestellt, daß ich Gut und Böse gleich gerecht behandelt hätte; Gott liebe auch das Böse. Wenn das deutsche Volk wüßte, wie Friedrich der Große wirklich gewesen wäre, würde es ihm grauen. Ich sagte: „Jedermann im deutschen Volke, die ganze Menschheit, müßte die letzte Wirklichkeit und Wahrheit kennen, wenn es ihr auch noch so sehr grauste; dann würde die Menschheit mit klareren Augen nach klügerem und reinerem Wesen suchen.“ Er sprach noch weiter über diesen Gegenstand: daß bereits alles in Gott wäre und daß es sich wiege im ewigen Gleichgewicht. Er verstieg sich in diesen Gedanken in seiner schweren Sprache, so daß ich sagte, ich könnte nicht folgen, zumal da ich auch müde vom Tage wäre. Er sagte: „Was wollen wir auch von solchen Dingen reden!“ Und wir sprachen von den Zuständen in Deutschland. Ich sagte, daß es bedauerlich wäre, daß wir noch schwankten. Vor dem Kriege hätten wir eine offene oder ver-

kappte Adels Herrschaft gehabt, jetzt, nach dem Kriege, hätten wir auch noch keine rechte Demokratie, sondern eine verkappte Herrschaft der jugendlichen Arbeiter; wir müßten zu einer wahren, gerechten Demokratie kommen. Er schien das zuzugeben, und meinte, wir wären eben in mancher Beziehung noch in einem revolutionären Zustand, und sprach die Hoffnung aus, daß es den redlichen Bemühungen so vieler ernster und verständiger Menschen aller Parteien gelingen würde, die Wage gleich zu machen. Er meinte, es wäre nötig, daß bald einmal die Rechtsparteien ans Ruder kämen, damit sie zeigten, was sie in dieser schweren Zeit vermöchten. Das würde zur Beruhigung des Volkes sehr beitragen; es würde erkennen, daß die Not in den Dingen, im verlorenen Krieg, und nicht an den Menschen läge.

\*

Berlin, 27. März 1922.

Heute morgen war da noch eine Aufforderung, beim Reichspräsidenten vorzusprechen. Er wohnt in einem schlichten Schloß in der Wilhelmstraße, in dem früher der Minister des königlichen Hauses gewohnt hat. Ich ging in eine Tür des linken Flügels und stieß auf Kanzleileute, die bei ihrer Arbeit saßen; aber bald erschien der Ministerialdirektor Meißner, eine soldatische bedeutende Erscheinung, und wir gingen durch eine Tür, die ein Diener im Frack öffnete. Wir gingen durch einen mittelgroßen Saal, der als Empfangsraum nur wenige aber schöne Möbel hatte. Dann wieder an befракten ernstern Dienern vorbei in einen zweiten größeren Saal, der ebenso eingerichtet war, aber einen sehr schönen Ausblick in den Garten hatte. Wir gingen durch diesen Saal, und ich sah den Reichspräsidenten durch die sich öffnende Tür in einem

andern kleineren Zimmer vom Schreibtisch aufstehn. Seine Figur ist ja bekannt; ich möchte sagen, sie ist eine solche, wie man sich einen deutschen Handwerker denkt; aber in seinen Bewegungen und seinem Gesicht ist viel alte geistige Kultur bester Art. Er sprach zuerst, und zwar in rein menschlicher Weise von meiner Reise und ihrem Zweck. Dann sprach er über seine Heimatstadt Heidelberg, die er eben jetzt, auf der Rückfahrt vom Goethetag in Frankfurt, besucht hatte, und über Reisen in seinem Wahlkreis in Nordhannover und der Art der dortigen Menschen und über meine Heimat.

Als ich die schlichten und schönen Räume verlassen hatte und darüber nachdachte, was ich denn nun für Menschen an der Spitze unseres Staates und Volkes gesehen hatte, schien es mir in keiner Weise verwunderlich, vielmehr gut und recht so. Sicher sind Lloyd George, der Regierende des englischen Volkes, und Harding, der Regierende in Washington, keine vornehmeren Menschen als der, den ich verlassen hatte, und seine Helfer. Wollen die alten Familien, denen diese höchsten Ämter früher als Privilegien zufielen, sie sich wieder erwerben, so mögen sie um die Seele des ganzen Volkes tapfer ringen. Mögen sie sich etwas mehr anstrengen, als sie früher zu tun nötig hatten. Mögen sie sich so anstrengen, wie die Herzöge und Grafen in England es tun, und zwar mit so großem Erfolg, daß jeder dritte Minister ein Graf ist. Als Bismarck gut zwanzig Jahre alt war, und es schien, als wenn in Deutschland der Parlamentarismus zum Durchbruch kommen könnte, war das kein Grund für ihn, sich übelläunig oder gehässig abseits zu halten. O nein, er erwog kalt und klug, wie er auf dem Wege des Parlamentarismus zu Ehren und Macht kommen könnte. Unsrer vornehme und gelehrte Jugend sollte sich nicht damit aufhalten, zu maulen und mit But an

die Stunde zu denken, da ihnen ein Lump oder ein Narr die Achselklappen abriß, und auf einen jähen Umschwung zu hoffen, sondern sollte mit tapferer Klugheit in die Politik gehen, jeder nach seiner Natur, der eine links, der andre rechts, hinein in Volk und Volksversammlungen. Was der uralte hohe Adel Englands gekonnt hat, der in all seinen Gliedern demokratisch geworden ist, das sollte unsre vornehme Jugend auch können. Als ich unter den Linden entlang ging, bis zum Dom, am alten Königsschloß vorbei, da hätte ich dort gern den alten Glanz gesehen, in englischer Form, als schöne Dekoration alter Würde und edle Krönung des Volkswesens; aber Friedrich Ebert, das bewährte und geehrte Haupt der größten Partei des verständigen deutschen Volkes, hätte schon lange vor dem Kriege im Rat unsres Volkes sitzen, und in einem hohen Amt ähnlich so wohnen sollen, wie er jetzt wohnt.

Ich habe heute morgen vom Reichspräsidenten einen Brief bekommen, nach welchem er mir zu meiner Aufgabe, der ich mich unterzogen hätte, nämlich unsern Stammesverwandten und Freunden in den Vereinigten Staaten die Grüße des deutschen Volkes zu überbringen und den herzlichsten Dank für alles, was wir in den letzten schweren Jahren aus Amerika an tatkräftiger Hilfe erfahren haben, die besten Wünsche mitgibt.

Irgendwelchen politischen oder halbpolitischen oder gar parteipolitischen Auftrag habe ich von niemand bekommen; es ist nicht einmal eine Andeutung in diesem Sinne gefallen.

\*

Berlin, 27. März 1922.

Gestern war ich ganz weit im Osten, heute im Norden. Man hat den Eindruck, als wenn es alles wie früher ist. Die

Not und Angst hinter den Fenstern sieht man nicht. Man sieht nicht, daß das ganze deutsche Volk von Tag zu Tag mehr von der Erde weg in die Luft gehoben wird, wo es sterben muß. Ein Volk von siebzig Millionen, durch einen ungeheuren Krieg seines Vermögens schon beraubt, dann durch Kontributionen um das letzte Viertel gebracht, seiner besten Kornkammer, seiner Schiffe und Kolonien beraubt, d. h. seiner Hände und Füße, mit überall versperrten Handelswegen, auf einen Raum, der zu eng zum Leben ist, zusammengedrängt . . . wie kann das existieren? Von fünf Menschen ist heute einer, sind morgen zwei zuviel. Aber es soll auch nicht existieren. Es soll verarmen, versinken, versumpfen. Da wo das fleißigste, sauberste Volk lebte und ein Volk von tausendjähriger Kultur, da soll, mitten in Europa, ein Sumpfloch werden. Das war der Wille derer, die den Frieden von Versailles gemacht haben, der Wille Frankreichs, Englands, Italiens und Amerikas, und ist noch heute der Wille Frankreichs. England will heute nur noch ein armes, darbenendes, von der Hand in den Mund lebendes, graues Fabrik- und Arbeitervolk, aber Frankreich will noch Hunger, Tuberkulose, Versumpfung. Aber ich denke, es wird anders kommen. Wie lange dauerten die Unruhen, die neue Zeiten schufen? Wie lange brauchte das große Tier Europa, das sich alle hundert Jahre einmal umdreht, dazu, bis es sich wieder bequem zurechtgelegt hatte? Dreißig Jahre. Und hätte im Dreißigjährigen Krieg oder im Krieg vor hundertundzwanzig Jahren, der achtundzwanzig Jahre dauerte, auch der weiseste Mensch prophezeien können, wie die Dinge je nach zwei Jahren stehn würden? Er hätte sich immer geirrt. Es kamen Begebenheiten, an die kein Mensch gedacht. So wird es auch jetzt geschehn. Es wird ganz anders kommen. Nur eins ist gewiß: der Charakter Deutschlands wird ein an-

derer werden. Es wird nie vergessen, daß einmal die ersten Völker der Welt ihr Ehrenwort brachen und danach einen grausigen Verkrüppelungsversuch machten. Es wird heller, härter und maßvoller werden.

\*

A m s t e r d a m , 28. März 1922.

Ich bin nach meiner Ankunft in Rotterdam, nachdem ich meine Koffer der Linie übergeben habe, sofort nach hier weitergefahren. Nachdem ich einige Stunden lang durch die Stadt gegangen bin — ich wundre mich, daß sie so modern ist; ich finde zu wenig Rembrandt, ja nicht einmal Israels und Liebermann, obgleich ich in manche schmälere Gasse einbog — ging ich in das große glänzende Reichsmuseum, fand mich auch bald zurecht, und saß wohl eine halbe Stunde vor der ‚Nachtwache‘, nach deren Anblick ich mich seit dreißig Jahren so oft gesehnt habe. Als ich aber nun so saß, ging es mir wie vor allen Bildern; ich bin kein Maler, sondern ein Erzähler. Ich hielt mich bei dem Wunder der Komposition, der Farben, der Lichter nicht lange auf, länger bei dem Haufen lebensvoller Menschen, indem ich ihrer Gemütsart und ihrem Tagewerk nachsann, am längsten aber, wie immer vor seinen Bildern, bei dem Leben des Malers selbst, das ein so schweres Auf und Ab, und so verworren war . . . wie denn freilich jedes rechte Künstlerleben verworren ist. Ich stellte mir vor, wie er sich im geheimen und wohl unbewußt mit den beiden Persönlichkeiten verglich, die in ihrer Kraft und Sicherheit fast aus dem Bilde herauschreiten, und die ganze Last und Not seines Andersseins, seines zur Seite Stehens, fühlte, und sein jammervolles Alter ahnte. Von allen Künstlern ist er mir menschlich und künst-

lerisch der nächste; wenn ich an ihn denke, ist er mir wie ein unglücklicher Bruder.

Ich ging dann weiter durch mehrere Straßen, und kam durch Zufall auf den breiten Platz, wo Spinoza gelebt hat. Da ich gern sein Haus sehn wollte, um zu wissen, welchen Anblick er aus seinem Fenster gehabt hätte, trat ich an einen jüdischen Mann heran, der vor seinem offenen Laden stand, und fragte ihn. Der robuste, wohlgekleidete Mann, die Zigarre im Mund, lächelte ein wenig spöttisch, und sagte, er wisse es nicht. Ich sagte in derselben freundlich neckischen Weise: er müßte es doch eigentlich wissen; denn er, der jüdische Mann, verdanke unter andern diesem Spinoza, daß er hier so behaglich, breit und sicher vor seinem Laden stände. So neckten wir uns noch eine kleine Weile, beide unsre Position verteidigend, er seinen Laden, seine Zigarre und gutes Geschäft, und ich Spinozas Bedeutung für dies alles.

Als ich so durch die Stadt ging und mir Straßen, Häuser und Menschen besah, dachte ich: ‚Was bedeutet dies Holland für die Ausländer, z. B. für mich?‘ Und es schien mir, daß es für mich und alle Ausländer etwa dies wäre: ‚Deichbau . . . langer, tapferer Kampf gegen fremde Unterdrückung . . . Rembrandt, und Mynheer von Batavia . . . und Admiral Tromp mit dem Besen im Top, das besiegte England zu verspotten . . . Niederlage . . . aber neue Aufrichtung und Befriedigung innerhalb erreichter Volksgrenzen . . . eine ruhige, würdige Demokratie unter einem alten verehrten, ruhmreichen Königsgeschlecht.‘ Dann dachte ich weiter: ‚Was mag den Ausländern Deutschland sein?‘ Und ich versuchte es zu erkennen und dachte: ‚Völkerwanderung . . . Aufrichtung eines großen mitteleuropäischen Kaiserreichs . . . Luther und Dürer . . . Dreißigjähriger Krieg, völlige Verarmung . . .

neuer Aufstieg: Friedrich der Große; Goethe; Bismarck und die Wissenschaften, Fabriken, Handel . . . Sturz, nicht wegen innerer Brüchigkeit der Volkskraft, sondern durch unvorsichtige Politik und ungeheure Übermacht.' Dieser Sturz ist nichts mehr, als der Fall eines jungen, unvorsichtigen Wanderers von einem Felsen; es kann sein, daß er noch jahrelang etwas hinken wird; aber seine Jugendkraft ist in ihm. Möge Deutschland einst, im Ausmaß seiner Größe, diesem würdigen und schönen Holland nicht nachstehn.

\*

A m s t e r d a m , 29. März 1922.

Unterwegs fiel mir auf, wieviele Menschen in Holland auf dem Felde arbeiten, und wie gut und ernst sie diese Arbeit tun. Das holländische Volk hat sehr viele, in gesundem Tagewerk arbeitende Menschen, im Verhältnis wohl mehr als Deutschland. Deutschland hat schon zu viel Industrie. Ich wollte, der Lauf der Welt ginge so, daß Deutschland gleich Holland werde: sein ganzes Volkstum in seinen Grenzen versammelt, und, entsprechend seiner Volksmenge, Kolonien im Süden, wie Vorwerke eines großen Gutes. Ja, das ist ein guter Wunsch. Holland hat schwere Niederbrüche erlebt, und ist doch zuletzt durch die Schicksale der Menschheit und durch eine kluge, vorsichtige Politik zu diesem würdigen Stand gekommen. Wie sollte Deutschland nicht dahin kommen?

In das Tisch Tuch in meinem Hotel ist der Wahlspruch der Dranier eingewoben; das geht ja wohl über preussischen Royalismus. Und ich erinnere mich mit Freude der stolzen Pracht der Worte, mit der einmal ein Luzerner Bürger und ein andermal ein Norweger mir über ihr Volk sprachen. Es

ist ein Grundirrtum unsrer Royalisten, daß sie nicht begreifen wollen, daß ein demokratisches Volk ebenso stolz und tapfer ist wie ein kaiserliches. Ein Schweizer, ein Holländer, ein Schwede, ein Engländer: alle Demokraten, und wie stolz und wie tapfer!

Ich stand im Museum einige Zeit vor den Doelenstücken, und stellte fest, daß die holländische Rasse nicht fortgeschritten ist. Was für Kerle! Wenn Holland Aufzucht getrieben hätte, was für ein Volk! Aber so weit ist noch kein Volk. In den Viehställen in Nordeuropa sieht es recht gut aus; in den Menschenwohnungen schlimm. Welches wird das erste Volk sein, das die Biologie zum ersten Punkt in seiner Verfassung macht?

Was waren da für Umstände gestern an der Grenze! . . . Und dabei keine Spur von fremder Rasse. Ob ich in Rom oder Paris, oder in Luzern, Hannover oder Kopenhagen durch die Straßen ging, war alles ungefähr daselbe Volk; und alle sind aufeinander angewiesen, und alles geht in Handel und Wandel ineinander über. Und der neue Name für alles stand an der Wand des Zuges, der mich hierhergebracht hat: *Mitropa*. Endlich wird es doch zu einer wirtschaftlichen Genossenschaft und ehrlichen Freundschaft der europäischen Nationen kommen. Der, scheint mir, ist nach diesem Krieg ein schlechter Diplomat, ja ein enger Mensch, der nicht in seinen politischen Gedanken in der Ferne die Vereinigten Staaten von Europa sieht.

\*

An Bord des „Rhyn dam“, 7. April 1922.

In Rotterdam kamen einige Leute an Bord, die dort in der Zeitung gelesen hatten, daß ich durchreiste. Immer die Frage, die nun tausendmal an mich herantreten wird: „Was

denken Sie über Deutschland?" Ich sagte: „Wenn es als ein altes, schwaches Volk von diesem schweren Unfall betroffen wäre, würde es bedenklich sein; aber es ist ein Volk, das sich jung und aufstrebend fühlt und an seine Zukunft glaubt.“ Sie sagten: „Aber Frankreich hat den Plan, es krüppelig zu halten.“ Ich: „Frankreich will etwas, was gegen die Natur ist. Und was gegen die Natur ist, ist gegen Gott, und wird nicht geschehn.“

Nach Plymouth, von wo ich eine Karte sandte, brach eine Erkältung aus. Ich merkte am Fieber, daß die Lungen spitzen angegriffen waren. Ich war in größter Sorge, ob ich in New York würde sprechen können, und beschloß, in der Kabine zu bleiben, und mir mit heißer Milch und Emser Pastillen zu helfen. So schreibe ich dieses in der Kabine, den Bogen auf einem Buch auf den Knien. Ich habe viele Stunden bald in Polenz' ‚Land der Zukunft‘, bald in Wells' ‚The Future in America‘ gelesen, das sehr instruktiv ist. Manche Stunde habe ich gefessen und meine Aufgabe erwogen, und bin so für alles bereiter, als ich war, da ich Rotterdam verließ. Wenn es dämmerig wird, stelle ich den Klappstuhl auf die Bank, lege den Kopf gegen das Bullauge, und sehe übers Meer. Ich habe niemals Freude an Meerfahrten gehabt. Dies Mitmüssen mit den ewigen Maschinenstößen und dem Zittern und Schaukeln — als wenn man unter der bebenden Haut eines Stiers sitzt —, und diese endlose graue Ede voll schrecklicher, unmenschlicher Schönheit bis ans Ende der Welt ist nichts für mich, der ich gern Buntes sehe, und als Buntestes gern Menschenaugen. Dann lasse ich meine Gedanken wandern, wohin sie wollen; und dann gehn sie nach Deutschland und seh'n vergangene Gestalten.

Ich habe von meiner Kindheit an in hunderten von Arbeiterhäusern gefessen und mit den Leuten gesprochen wie mit meines-

gleichen. Obwohl sie fast alle Sozialdemokraten waren, hatten sie in tiefsten Herzen ein gutes Vertrauen zur kaiserlichen Regierung und glaubten an eine gute, freiere Zukunft ihres Volkes. Ich bin auch in vielen hunderten von Bauern- und Bürgerhäusern gewesen: ‚Deutschland?‘ dachten sie dort . . . ‚ist das erste Volk der Erde: die beste und allgemeinste Schulbildung, den geringsten Schmutz, die höchste Wissenschaft, das beste Heer; seine Gegenwart ist glänzend, und so wird seine Zukunft sein.‘ Ich bin durch dreierlei Arten von Schulen gegangen, und es war überall dieselbe Meinung . . . Ich habe einmal eine halbe Stunde mit Bebel gesprochen im Vorfaal des Reichstages; ich erinnere nichts mehr von unsrer Unterhaltung, als das eine, daß er mir spöttisch lächelnd erzählte, wie er zur Zeit des Sozialistengesetzes seine Anhänger in Hamburg in einem Steinbruch versammelt hatte. Aber auch er glaubte an das allmähliche Kommen freiheitlicher, demokratischer Zustände, und zwar auf friedlichem Wege . . . Ich bin einmal in Rom der Mittagsgast Bülow's gewesen. Ein Schüler Bismarck's. Und wir waren stolz darauf, daß er sich so nannte. Zeitlebens ein Schüler Bismarck's, und ein guter. Aber wir waren zu Bismarck's Zeiten eine europäische Macht gewesen, und hatten europäische Politik gemacht. Wir waren dann ein Weltvolk geworden. Aber wir fuhrten fort, europäische Politik zu machen, anstatt Weltpolitik. Wir brauchten für eine anders gewordene Zeit einen Meister und Führer, der uns hell machte und zu Bündnissen mit den großen Weltmächten verhalf, es sei England, Rußland, oder Japan . . . Ich hatte einige Male Besuch vom Prinzen Heinrich. Wie angenehm dieser grade, gütige Mensch! Wie frisch dieser Mann! Wir sprachen über Politik — es war die Zeit des russisch-japanischen Krieges — und ich merke, daß er gefühlsmäßig urteilt, nicht kalt und objektiv. Ich bin kälter

als er. Was schieert mich, wer in diesem Kriege siegt; ich frage: was ist gut für Deutschland? Bei ihm aber spielt Verwandtschaft und Religion eine Rolle; er hat moralische Werturtheile; er wünscht Rußland den Sieg. Dann spricht er mit Liebe von seinem Bruder und will mich veranlassen, daß auch ich ihn lobe. Ich kann es nicht und schweige. Ich bin viel kälter, objektiver als er. Ich weiß von Cäsar und Augustus, von Machiavell und Friedrich dem Großen, von Talleyrand und Bismarck: Politik ist das Benehmen eines hungrigen Tigers unter hungrigen Tigern. Einst wird es anders werden, da wird Politik Gerechtigkeit und edle Güte sein. Einmal kam seine Frau mit ihm: ein schönes, ernstes Weib; es gibt nichts Schöneres, Gütigeres und Ernsteres. Um diese Zeit erfuhr ich von Hamburg her von der Gefahr, in der sich Maxim Gorki befand. Ich schrieb ihr, die Romanows dürften die Schuld nicht auf sich laden, daß dieser große Geist zugrunde ginge. Sie antwortete mir nach acht Tagen, daß sie Nachricht von ihrer Schwester hätte, daß er in Sicherheit wäre. Gütige, bürgerliche Menschen wie andre gute Deutsche. Ich war auch bei Ballin zu Gast. Er sprach mit großer Hochachtung, ja in einer Art persönlicher Liebe vom Kaiser, und fragte mich, ob ich mit nach Cuxhaven fahren wollte, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Ich schüttelte den Kopf und sagte, ich wollte es nicht. Er meinte wohl, es wäre nur eine Ziererei, und sagte nachher, als wir im Garten allein waren, es wäre gewiß nicht mein Ernst gewesen, es wäre doch eine große Ehre. Ich sagte: nein, ich möchte es nicht; ich wüßte, daß der Kaiser ein redlicher Mann wäre, so gut wie jeder andere ordentliche Deutsche; aber ich wüßte auch, daß jeder dritte Satz von ihm meinen Widerspruch erwecken würde, und darum wollte ich es nicht. So weit ging meine Erkennt-

nis, und ebenso weit ging die Erkenntnis von hunderttausend Deutschen. Aber gleich wie diese Hunderttausend, die gleich mir fühlten, daß er zwar ein redlicher Mann, aber ein ungeschickter Führer unseres Volkes wäre, war ich der vagen Hoffnung, daß kein großes Unglück geschehn würde. Der Kaiser und das deutsche Volk beehrten aufs heifteste die Fortdauer des Friedens, unter dessen Schutz es uns so sehr gut ging. Wir meinten auch, daß ein Krieg sehr unwahrscheinlich, ja fast undenkbar wäre. Die Menschheit war ja so weit fortgeschritten! Und wenn dennoch ein Krieg käme, nun so wären wir ein kraftvolles Volk, und würden, wenn es nötig wäre, den rechten großen Führer haben . . . Ein großes, ernstes, tüchtiges Volk, und alle diese einzelnen Menschen, aller Ehren wert, und ich auch . . . aber blind, blind, blind . . . ich auch . . . von nachlässigem Vertrauen, ungeschichtlichem Denken, stumpfem Hochmut.

Mein Steward hat den alten vertrauten Namen Kiewitt; wir unterhalten uns auf englisch; auf holländisch und plattdeutsch wollte es nicht gehn. Er sagt, daß wir wohl am Sonntag New York erreichen. Er muß es wissen. Er ist für mich der Vogel, der Land sieht. Ich aber bin ein Esel, unten in der Arche angebunden. Was wollte ich mit meiner nicht starken Gesundheit und mit meinen Träumereien diese Reise machen!

\*

An Bord des „Rhyn dam“, 8. April 1922.

Indem ich in Wells lese, der die Gorki-Begebenheit mit erlebt hat — Gorki, der mit seiner Freundin reiste, wurde deswegen von den New Yorker Zeitungen so angegriffen, daß er unverrichteter Sache umkehren mußte — werde ich lebhaft

daran erinnert, daß nun auch mir alles begegnen kann, was denkbar ist. Vielleicht ist schon, wie damals ein russisches, ein französisches oder englisches Stück Geld ausgegeben, um mich so oder so zur Umkehr zu bringen. Es könnte auch Widerstand von Amerika selbst kommen; ich bin der erste Deutsche von bekanntem Namen, der in Amerika auftreten wird. Ich darf nicht ungerecht sein. Ich will in dem buntgemischten, noch nicht einheitlichen amerikanischen Volk einem der besonderen Volksteile Bitten vortragen und mit den Bitten Erinnerungen an das alte Herkunftsland erwecken, und zwar an ein Land, mit dem sie eben noch im harten Kriege lagen. Sie könnten wohl auf den Gedanken kommen, solchen Besuch für schädlich zu halten. Freilich, wenn sie wüßten, daß ich redlich und reinlich sein werde und meine Zuhörer in ihrem Amerikanertum bestärken und nicht schwächen will, so werden sie mich zuehören und reden lassen. Ich will auch Deutschlands wegen so handeln. Ein Deutsch-Amerikanertum, das halb politisch nach seinem alten Herkunftsland herüberhängt, ist nicht eine Hilfe, sondern eine Belastung der deutschen Politik.

Ich habe keinen Husten, aber das Fieber ist am Abend recht schlimm und macht mir unruhige Phantasie, der ich hier ganz allein sitze, nun schon sechs Tage. Ich will Dir noch einmal sagen, daß mein Leben wundervoll gewesen ist, und alles schön und richtig, trotz oder wohl wegen der ungeheuerlichen Umwege durch jede einzelne Feldmark. Es kommt nur auf das eine an: daß man seinem innersten Wesen treu geblieben ist und es hat auswirken können, und das ist bei mir der Fall. Ein Tagelöhner, der am Ende seines Lebens sagen kann: ich war ein Tagelöhner, und ein rechter und tüchtiger, oder ein Landmann, der sagen kann: ich war ein Bauer, und mein Hof ist gut im Stand. Wenn ihn eine Krankheit quält, oder ein

Kind mißrät, oder eine Verleumdung über ihn herfällt, es bringt ihn nicht aus der Fassung, die in seinem Wesen ruht. Das ist es. Ein schweres, glückliches Leben! Komme ich nicht wieder, so soll mir und Euch auch das gut und recht sein.

Am Ostersonntag spreche ich — nach zwanzig Jahren zum erstenmal wieder — in einer Kirche in Brooklyn. Ich werde immer langsam und ruhig sprechen, während des Sprechens noch überlegen. Das habe ich mir fest vorgenommen.

\*

New York, 10. April 1922.

Am siebenten Tage war ich so weit wieder hergestellt, daß ich an Deck gehn konnte. Ich wurde sehr freundlich angesprochen und bald mit einigen bekannt, meist Holländern. Am Sonnabend morgen — es war Nebel — sahen wir die erste Boje, es war sehr aufregend. Dann eine Heulboje, eine Lichtboje, einen kleinen Landvogel . . . dann im Nebel eine öde, felsige Küste. Ein Boot erschien, und einige Leute stiegen an Deck. Ich hatte tags zuvor ein Telegramm bekommen, das mich vor Reportern warnte; aber der Erschienene suchte mich vergebens. Dann sehen wir im Nebel die Freiheitsstatue, die eine gute Figur macht, aber dreimal größer sein mußte, um das gewaltige Hafengebiet zu beherrschen. Dann sehen wir die ersten Häuser, die groß und unschön am Wasser stehen; ich zähle bis zu zwanzig Stockwerken. Dann werden wir langsam an die ungeheuren zweistöckigen Piers herangezogen. Dr. Keiler, der mich auf der ganzen Reise begleiten will, steht da. Wunderlich, daß ich ihn gleich erkenne, obgleich ich nie ein Bild von ihm gesehen habe. Nun kommen einige Reporter;

aber wir verkürzen die Unterhaltung und steigen in ein Auto, und fahren durch die alten Einwandererstraßen, durch welche Millionen Deutscher mit bangem und sehndem Herzen gezogen sind. Ich hatte gemeint, es wären hier in New York fünf oder zehn Riesenhäuser; aber es sind hunderte. Zwischen ihnen stehen die kleinen und zierlichen Bauten aus der älteren Zeit. Von meinem Hotelfenster im siebzehnten Stockwerk sehe ich auf eine alte stattliche Kirche hinab. Sie steht da klein und zierlich, tief unter mir. Es ist in diesen großen Bauten nichts Geniales; es ist alte Menschenarbeit, altes Menschengut, nur vergrößert. Sie sind auch in keiner Weise schön. Sie wirken eher häßlich, gleich einem Riesen, der plötzlich in einer Menschenmenge auftaucht. Wenn einmal alle Häuser so hoch sein werden . . . nun . . . schöner wird die Stadt darum nicht. Was hat Größe an und für sich mit Schönheit zu tun? . . . Durch die breiten Straßen flutet ein mächtiges, buntes Leben, leicht südlich, italienisch anmutend. Neger, bunt gekleidet . . . Kinder . . . schöne, leicht gekleidete Mädchen, Kirchgänger. Es ist Palmsonntag. Tausende kommen aus den Kirchen, und haben Palmen in den Händen. Es hat doch niemand es so weit gebracht wie er. Haben sie sein Bild auch noch so verzerrt, wie kann man an der Menschheit verzweifeln, da so viele gerade ihn verehren, den reinsten und heiligsten von allen!

Die Predigt in Brooklyn ist verschoben oder aufgegeben.

\*

New York, 11. April 1922.

Ich wohne hier im größten Hotel der Welt, fahre mit dem Schnellzug in meinen siebzehnten Stock hinauf, von wo ich weit über den Hudson sehen kann; tief unter mir liegen Häuser und

Kirchen. Ich merke, sie wollen hören, daß mir das alles gewaltigen Eindruck macht; aber das ist nicht der Fall. Es wundert mich in keiner Weise und ich spüre nicht die geringste Neigung der Verehrung. Bin ich ein Mensch, Größe mit dem Metermaß zu messen? Ich messe mit Schönheit. Und so wäre bisher das Größte die Wolken, die gestern schwer drohend über den Hudson zogen, und ein schönes Mädchen, das mit wundervoll bewegtem Gang durch die Halle ging. Sie verstehen hier zu gehen, sage ich Dir! Während sie in Deutschland mit festen, starren Gliedern gehn, lassen sie hier alles spielen, was spielen will. Merkwürdig, daß die Menschen in einem so alten Land wie Europa noch wieder das Gehn werden lernen können. Aber Du sollst sehn, sie werden es noch wieder lernen . . . von diesen amerikanischen Mädchen.

Ich habe einen Brief von meinen Vettern aus Iowa bekommen; ich denke, ich werde sie im Mai sehn. Das wird ein großes Erlebnis für mich werden. „Als er nun in das Land kam und durch einen Brief erfuhr, daß sie noch lebten, begehrte er, sie zu sehn; denn sein Herz war immer der Sippschaft zugewandt. Und als er in die Landschaft kam und in die Stadt, und auf den Markt, sah er sie da stehn und erkannte sie an der Gestalt, weil sie den Vätern ähnlich waren. Und er saß bei ihnen drei Tage und drei Nächte. Und sie fragten ihn viel nach der alten Heimat ihres Geschlechts, und er beantwortete ihnen alle Fragen. Und sie redeten miteinander über alle Schicksale, die Gott ihrer Familie und ihrem Land gebracht hatte . . .“ Großartig!

Gestern eine große Autofahrt durch viele Straßen. Die Stadt hat etwas Frisches, Wildes, Leuchtendes, leicht Italienisches, Heidnisches. Die Menschen und ihre Art erinnern mich an Genua oder Rom. Als ich gestern abend am Fenster

stand und auf die Straße hinuntersah, war mir zumut wie an jenem Abend in Rom, als ich tief unten in der Gasse das Schreien der Kutscher und das harte Rollen und Schlagen der Wagen hörte. Ich vergaß mich damals einen Augenblick; ich dachte, wie Paulus so am Fenster gestanden und in das wilde Leben hinabgesehen hatte. Zuletzt, als es dunkler wurde, ergoß sich ein Strom von Licht den Broadway entlang: Räder, Bilder, Linien, Bogen, ganze Gebäude erleuchtet. Es war wild, kostbar, zuweilen machtvoll; aber es war niemals und nirgends schön. Alles dieses kann mich nicht erregen oder mich gar ergreifen. Das Lied eines Kindes, das auf der Schwelle einer Hütte sitzt, kann ergreifen . . . aber wenn eine große Straße entlang tausend Musikanten jeder ein verschiedenes Lied spielt . . . und viele häßliche darunter . . . was hat das mit meiner Seele zu tun?

Ich habe Not mit den Reportern; sie wollen immer wieder in mein Zimmer dringen. Zuweilen, wenn ich merke, daß einer Sinn für Humor hat, kommt es zu einer gemütlichen Unterhaltung. Ungemütlich ist es, wenn sie mit scharfen Gesichtern und aus den Kriegslügen heraus mit politischen Dingen kommen. Ich habe dann Lust, wild zu werden und ihnen zu sagen, daß niemals ein Volk so belogen worden ist, wie sie, und sie zu fragen, immer wieder zu fragen, wie es möglich gewesen ist, daß sie alles geglaubt haben. Aber Dr. Keiler beredet mich, daß ich ruhig bleibe.

Es ist viel Interesse für meine Fahrt vorhanden. Bisher haben sechs Universitäten (die deutschen Departments) um meinen Besuch gebeten.

Gestern habe ich dann, zum erstenmal nach zwanzig Jahren, vor etwa sechshundert Zuhörern geredet. Es war eine merkwürdige Erfahrung, und ich bin noch nicht mit mir zufrieden.

Ich wollte an jeder Stelle fertig werden, statt an jeder Stelle zu ruhn.

\*

New York, 16. April 1922.

Gestern abend in der Aeolian Hall (über zweitausend Menschen) sprach zuerst der Deutsch-Amerikaner Charles Nagel, der unter Taft Minister für Handel und Arbeit war, ein schöner, schlanker, alter Mann. Er sprach englisch über Wert und Wesen Deutschlands, und Amerikas Stellung zu ihm, alles sehr klug, vorsichtig, genau erwogen, und leitete zuletzt zu mir über. Danach sprach ich; und dann las ich noch etwas aus dem Jörn Uhl. Danach habe ich wohl fünfhundert Hände geschüttelt. Ich spreche nun langsam, völlig ruhig und in einem bestimmten, schlichten Rhythmus — es sind so drei oder vier Füße irgendeines Vermaßes, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Ich sprach zuerst über mich: Heimat, Dorf, Kirche, Bücher. Es ist ein gut Stück Prahlerei darin, die uns Dithmarschern ja so gut steht, siehe Hebbel, und das große Wort, das, fürchte ich, seine Heimat in Dithmarschen hat: „Dick dohn is dat halve Leven!“ Dann, nachdem ich meine folgenden Worte so aufs beste fundiert hatte, sprach ich über Deutschland, wie es so glücklich und tüchtig war, und wie es sich so tapfer gewehrt hat, bis es vor Hunger und Schwäche zusammenbrach . . . wie es anfangs, sich aus der Verzweiflung und dem Schmutz des Zusammenbruchs wieder aufzurichten . . . wie die Dörfer wieder sauber würden, die Dächer geflickt, die Straßen geebnet, die Züge wieder regelmäßig laufen; und so durchs ganze Land bis zur Universität in Berlin und zur Wilhelmstraße. Ich erzählte, wie alle alten Völker ebensolche Zusammenbrüche erlebt hätten. Ich führte aus, wie

Holland, Schweden, Frankreich, England schwere Niederlagen und Zusammenbrüche erlebt hätten, und sich wieder davon aufgerichtet hätten. Ich zeigte, wie ein Volk nicht dreißig Jahre alt wäre, sondern tausende . . . wie ein solcher Sturz seine Kräfte nicht zerstören könnte . . . wie das Gefühl da wäre, daß aus all dem ungeheuren Leid irgendwie eine Erneuerung, und einst eine Erhöhung hervorgehen würde . . . Danach sprach ich über sie . . . daß sie amerikanische Bürger wären und ich sie mit meinen Worten darin nicht schwächen, sondern im Gegenteil stärken wolle. Sie sollten die allerbesten amerikanischen Bürger sein. Daß ich glaubte, daß sie das am besten erreichen könnten, wenn sie stolz auf ihr Herkunftsland wären, wenn sie die alten Wurzeln pflögten, aus denen ihr Wesen und Fühlen stammte; das alte Deutschland wäre es wert. Und ich prahlte von Deutschland. Zuletzt dankte ich ihnen für die große Hilfe, die sie Deutschland schon gegeben hätten. Ich sagte, sie hätten hunderttausenden deutscher Kinder das Leben erhalten, und ich bat sie, noch einige Jahre so weiter zu helfen, denn unsere Speicher, Truhen und Speisekammern wären durch den Krieg, der nach Frankreichs Willen nun acht Jahre dauerte, leer bis auf den Grund.

Ich bin immer von Menschen umgeben, oft von vielen. Es geht vom Morgen bis in die Nacht; und ist unsagbar ermüdend. Ich lebte ja mein Leben lang allein oder unter wenigen Menschen, und bin nicht mehr jung. Aber ich kann viel Gutes tun, indem ich alles mit Beweisen aus der Geschichte begründe und die Umstände erkläre, und zu rasche Urteile zerstöre und Gutes von Deutschland rede, sowohl vom Alten wie vom Neuen. Und ich merke, daß ich sie überzeuge und auf die mittlere Linie bringe, auf die des ruhigen Gleichgewichts des Urteils. Sie merken ja auch, daß ich ohne alle

Rhetorik bin, nichts weiter als ein einfacher, langsamer und besinnlicher Mensch, doch voll heimlichem Feuer; und sie sind zuletzt immer besonders freundlich und sagen mir viel Dank. Ich werde hier durch meine Bücher getragen. Es ist wunderbar mit solchen Büchern. Die Menschen lächeln schon, wenn sie mich sehn. Es ist gewiß nur ein kleiner Prozentsatz, der sie gelesen hat; aber die deutsch-amerikanische Presse hat ihnen davon erzählt, und druckt jetzt ein oder das andre Buch ab; und so bin ich allen irgendwie bekannt. Von den Gegensätzen, die in Deutschland an mir zerren: katholisch oder evangelisch, konservativ oder demokratisch, bürgerlich oder unbürgerlich — die an mir zerren werden, solange ich lebe; dann wird es aufhören, und sie werden sehn, daß ich nichts als ein einheitlicher deutscher Mensch gewesen bin — wissen sie noch nichts. Aber es kann ja alles und jedes kommen. Wundre Dich nicht, wenn ich, bevor dieser Brief Dich erreicht, Dir depeschiert habe, daß ich auf der Heimreise bin.

Was über mich geschrieben wird, lese ich nicht; es würde mich unsicher machen; ich höre aber, daß sie es Euch schicken. Ich stelle es Euch anheim, ob Ihr es lesen wollt; Ihr müßt aber bedenken, daß die Zeitungen hier waghalsiger sind als irgendwo sonst in der Welt, und daß sie meinen, zur Wirklichkeit immer ihre eignen Gefühle hinzutun zu müssen.

\*

Baltimore, 20. April 1922.

Die Versammlung in Philadelphia war nicht groß; es waren wohl nur Abgesandte aus den Vereinen, etwa siebenhundert; aber der Saal voll. Nachher sprach ich noch mit vier Pastoren aus den Anstalten von Pastor Paulsen in Kropp in

Holstein. Ich nahm zuerst an, daß sie von meiner kirchlichen Kritik nichts wüßten; aber dann stellte sich heraus, daß sie von allem gut unterrichtet waren. Ihre Synoden sind altorthodox; aber unter den einzelnen Pastoren und Gemeindegliedern scheint ein immer größerer Prozentsatz zu freieren Anschauungen zu neigen. Wann fallen in dem ganzen Gebiet der Religion die vorgefaßten Dogmen? In der katholischen Kirche werden sie nie fallen. Und warum soll nicht in der Menschheit eine Stelle sein, wo die menschliche Schwachheit und Gebrechlichkeit, das menschliche Frieren, ein schönes und warmes Schutzdach findet? Aber in den protestantischen Kirchen sollten die Dogmen fallen, und nichts weiter zugrunde liegen als die Ehrfurcht vor dem Heiland und allem, was wir nicht wissen können und das uns doch das Herz verbrennt. — Nach dem Vortrag stand ich noch unter einer Schar von Frauen, zeigte ihnen mein Bilderbuch und erzählte ihnen vom Haus und von Euch. Dann machte ich noch eine zweistündige Fahrt durch den Park. Diese Fahrt durch den Park war das erste rein Schöne — abgesehen von vielen einzelnen schönen Menschen —, was ich hier gesehen habe.

Von Philadelphia fuhren wir nach Baltimore, wo wir von Pastor Hoffmann empfangen wurden, der mich daran erinnern mußte, daß er 1907 unser Gast gewesen. Er hatte mich damals bewegen wollen, eine Vortragsreise durch Amerika zu machen. Ich sprach abends im Gemeindefaal seiner Kirche, und wunderte mich, daß sie keinen öffentlichen und größeren Raum gewählt hatten. Aber es scheint, daß hier große Spaltungen in den Vereinen sind, und es wird wohl so werden, daß hier diese, dort jene Partei mich bekommt, und die andre sich dann fernhält. Einige Herren schenkten mir eine goldene Uhr, weil in den Zeitungen gestanden hatte, ich besäße keine. Ich hatte gelegentlich erzählt,

daß wir unsre wenigen Goldsachen fürs Land gegeben hätten, wie Hunderttausende getan haben, und das hatten sie dann bis auf meine alte silberne Uhr ausgedehnt und erweitert. Sie erweitern hier alles. Sie haben nicht die Achtung vor der historischen, objektiven Wahrheit und ihrer starren Grenze, die wir haben. Sie leben von Gerüchten; sie sind darin noch Kolonialland. Wanderland, Kolonialland ist immer voll von Gerüchten. Sie sind das Gegenteil von Wahrheitsfanatikern; sie sind Sentimentsfanatiker. Was sie lieben, das glauben sie, und zwar mit einem edlen Feuer.

Ich habe von meiner Jugend an viel über Amerika gelesen und noch viel mehr aus mündlichen Berichten gehört und bin im allgemeinen gut unterrichtet und nicht verwundert. Aber einiges ist mir doch neu und überrascht und wundert mich. Ich will Dir sagen, was es ist. Erstens: daß man selten einen richtigen Neger sieht, einen Kongoneger, sondern daß bei weitem die meisten irgendeine Mischung mit europäischem Blut sind. Dies europäische Blut kommt in Figur und Kopfform und Gesichtsausdruck aufs deutlichste in Erscheinung. Man sieht Niedersachsen, Italiener, Franzosen, sehr viele Yankee's, die sozusagen nur schwarz angestrichen sind. Zweitens: daß die jungen Weiber hier anders gehen als in Europa, mit losen, wiegenden Hüften, was, da sie meist schlank gebaut sind, sehr gut aussieht. Drittens: daß es hier viel heißer ist als in Nord-Europa. Die Luft ist sehr drückend, tropisch, und macht mir Mühe. Ich habe abends immer noch Fieber, und sehe nachts Gespenster.

Es scheint, daß die Getreuen unter den Deutschamerikanern, diejenigen Kreise, die immer wieder gegeben haben, im Geben erschöpft sind; aber die Hauptsache, was mich persönlich angeht, ist mir, daß ich ihnen Gutes von Deutschland er-

zähle, von dem Gewesenen, dem Jetztigen und Zukünftigen, und sie ermuntere, es zu lieben und zu ehren, wie sie vor dem Krieg getan haben.

\*

Altoona, Pa., 21. April 1922.

Gestern sind wir von Baltimore bei schönem Wetter sechs Stunden durch die Ausläufer des Alleghany-Gebirges gefahren, die meiste Zeit an dem Ufer eines wunderschönen, mächtigen Flusses entlang. Ich weiß nicht, wie er heißt, frage auch nicht danach, bin viel zu müde; aber ich bedanke mich bei ihm, daß er neben uns her ging und so schön war, was meinem überreizten und fast verrückten Gemüt so unsagbar wohlthat. Die Pullman-Wagen sind groß und weit; so wie ein kleiner hübscher Saal, in dem jeder in seinem Lehnstuhl sitzt. Diener in Weiß bedienen, und stellen beim Aussteigen aus dem Zug den Schemel hin.

Wir sind hier noch incognito. Ich habe diesen ganzen Vormittag still in meinem Zimmer gearbeitet, habe gepackt, und habe zwei neue Ansprachen ausgearbeitet, eine für große Versammlungen und eine literarische für Frauenklubs. Ich fange allmählich an, ruhiger zu werden, aber beim Schreiben merke ich, wie ich inwendig noch fliege. Der Andrang der vielen Menschen und das ewige heiße Fragen: was ist mit Deutschland und was wird aus ihm? zittert in mir; und der plötzlich aufschießende Gedanke, in Amerika zu sein, so unendlich fern von Euch, ist zu abenteuerlich, ja fast undenkbar und unerträglich für mich Heimatmenschen. Aber allmählich fange ich an, zu beobachten; und für denkbar zu halten, daß ich einmal wieder zu Euch komme.

\*

Pittsburg, Pa., 24. April 1922.

Vorgestern habe ich in Altoona — etwa 60000 Einwohner — vor etwa vierhundert Zuhörern deutscher Herkunft gesprochen; das Deutschtum ist hier nicht stark. Es waren meist Leute aus kleinem Bürgerstande, und ich war, fürchte ich, nicht einfach genug. Sie erwarten wohl für den Ernst gewaltigen, hohen Donner, und für den Scherz, daß die Balken sich biegen; und beides ist nicht meine Art und meine Gabe. Ich bin kein Volksredner, kein Agitator und Demagoge; das Gegenteil. Aber allmählich, wenn ich weiter spreche, merken sie, was ich bin, und werden immer freundlicher, und manche weinen; und ich spreche nachher mit vielen. Und wenn ich ein wenig länger da bin und mit ihnen rede, verstehen sie meine Art immer mehr und lieben sie.

Am anderen Tage fuhren wir hierher nach Pittsburg, Carnegies Reich. Von den kümmerlichen, unfreundlichen Wohnungen der Arbeiter auf den Schutthalden steht kein Wort in seinem Buch; aber sonst merkt man von ihm und seinem Werk. Als wir gestern abend im Auto vom Bahnhof durch die Stadt nach dem Hotel jagten — ich glaube, wir fuhren eine halbe Stunde; es ist hier alles sehr weitläufig — und im Dämmerm all die schreiende Reklame sahen, die Lichtbilder, die häßlichen Häuser, die tausenden Autos, und unten im Tal die Schloten und die offenen lodenden Feuer ... das war schon so etwas wie Beitzstanz des Goldes.

Das Hotel ist prachtvoller als das in New York, es hat wohl an die tausend Zimmer; und in der großen Halle sitzen und gehen wohl sechshundert Menschen. Gestern abend fiel dicht neben uns ein junger Mensch in schwerem Fall zu Boden. Wohl überarbeitet.

\*

Pittsburg, Pa., 25. April 1922.

Gestern erst Bankett. Hundertfünfzig Männer und Frauen; ausführliche Ansprache von mir; dann um acht Uhr die große Versammlung unter einer Carnegie-Orgel. Er hatte eine Neigung, Orgeln zu stiften. Er hätte auch eine Neigung haben können, goldene Hufeisen zu stiften, oder chemische Versuche, die Neger weiß zu färben und diese böse Frage damit aus der Welt zu schaffen, oder was sonst. Er konnte das Geld, das er mit seiner ungewöhnlichen Begabung für Gelderwerb gemacht hatte, verwenden wie er wollte. Er war für Orgeln und Bibliotheken. Es wird einmal eine Zeit in der Menschheit kommen, da die edelsten Köpfe im Lande zusammensitzen werden und jeden Pfennig Geld zum klaren Segen des ganzen Volkes verwenden werden.

Erst also die Orgel; dann ein Gesangsverein; dann das Gebet eines Methodistenpastors — kräftig, sage ich Dir! —; dann Einführung; dann ich. Es ist verschieden, wie es gelingt. Die Kirchenleute und die sogenannten kleinen Leute . . . das geht, scheint mir, nicht so gut. Fräulein von Schmidt-Pauly, die hier derzeit für die Ostpreußen-Hilfe so erfolgreich warb, sagte mir, daß die Menschen in Amerika immer Beifall klatschten. Sie sagte, ich brauchte mich gar nicht vorzubereiten, ich hätte nur aufzutreten . . . Händeklatschen . . . drei Sätze . . . Händeklatschen . . . und so könnte ich mir immer überlegen, was ich weiter sagen wollte. Es wäre mir schlecht gegangen, wenn ich so unterwegs gegangen wäre. Damals waren diese selben Zuhörer in Siegestimmung; jetzt sind sie verstört, geduckt, mißtrauisch, unglücklich. Sie, welche die stolzesten im Lande waren, sind die gedemütigsten. Ich sage Euch: viele sitzen da mit

verkniffenem Mund. Aber vielen kann ich helfen. Ihr wißt, das Mutmachen und Zureden, das kann ich. Darum habe ich mich ja auch auf diese Reise gemacht; zu übermütigen und hochmütigen Menschen wäre ich nicht gekommen.

Der Methodistenpastor betete in guten Worten auch für mich, daß ich, der ich noch weit reisen wollte, durch das ganze Land, bis an das andre Meer, gesund in die liebe Heimat zurückkäme. Ich möchte wissen, ob in der Kirche von Barlt oder irgendeiner andern Kirche Schleswig-Holsteins auch für mich gebetet wird, der ich hier fern bin, um im fremden Land für die deutschen Kinder zu sprechen. Sicher nicht. Keiner in der ganzen Landeskirche denkt daran. Es ist ein zu schlichter, natürlicher, menschlicher Gedanke, und diese Art Gedanken fehlen unsrer Kirche. Ist unsre Kirche göttlich? Wie kann sie göttlich sein, da sie nicht einmal menschlich ist! Ich hörte, daß sie auf den ‚Pastor von Poggsee‘ schelten. Sie sollten von ihm lernen. Wenn er nicht göttlich ist, so ist er doch menschlich. Aber ich denke, er war auf dem Wege zum Göttlichen, da er so sehr menschlich war.

Du erinnerst Dich, daß die Einladung auf zwei bis sechs Monate lautete. Ich weiß nicht, ob ich nicht umkehre, wenn ich den ersten, wichtigeren Teil, den Osten, erledigt habe. Die meisten solcher Reisenden haben es nicht weiter gebracht. Wenn ich es auch körperlich ertrüge — ich bezweifle auch das — so fürchte ich, daß ich es seelisch nicht durchsehe. Abgesehen von Heimweh ist es ein Jammer, dies heimatlose deutsch-amerikanische Volk zu sehen. Meine Augen müssen tiefer liegen, und mein Gesicht muß kleiner geworden sein, so quäle ich mich um all diese Menschen, die, nicht glücklich und nicht unglücklich, ohne klare Erkenntnis und Entscheidung, gefühlsmäßig Deutsche und Amerikaner zugleich sind. Wegen der Vortheile,

Geschäfte, Kinder (die alle zu Amerika neigen und Amerikaner sind) müssen sie hier bleiben. Sie wollen aber auch hier bleiben, denn sie fühlen die große Gegenwart, und ahnen die große Zukunft des Landes und Volkes. Aber ihr Herz neigt nach Deutschland. Von denen, die keine Kinder haben, werden wohl einige nach Deutschland zurückkehren, aber die zahllosen andern werden bleiben, Heimweh haben, leben und sterben in einem Land, das nicht Heimat wurde, ja, das sich als Feind der Heimat erwies. Die Franzosen im Lande haben diesen Schmerz 1870 durchgemacht, die Deutschen in viel schwererem Maße, jetzt eben. Einst werden auch die englisch Geborenen ihn durchmachen, und zwar noch schwerer als die Deutschen, denn die Vereinigten Staaten sind dreimal so sehr englisch, wie sie deutsch sind. Danach wird Amerika von Amerikanern bewohnt sein, und diese namenlose, leise Qual, diese Zerrissenheit in Millionen Menschenherzen, wird ein Ende nehmen. Es bedrücken mich auch die mächtigen Geschmacklosigkeiten in diesem Lande: diese Zeitungen, ohne Ehrfurcht vor der Wahrheit, die das Heiligste der Menschheit sein sollte, voll von unsagbarem Hochmut; und diese Entstellung der Straßen und der schönen und göttlichen Landschaften mit elenden Fabriken, Bahnhöfen und Geschäftsanpreisungen. Und dann rundum die fremde Sprache, fremde Menschen, immer dicht um mich.

Neulich hatte ich eine lange Unterredung mit dem Herausgeber einer deutschen Zeitung. Immer das alte Lied: Amerika und Deutschland. Als Paulus unterwegs ging, seine Leute zu trösten, hatte er eine Sache herrlicher Zukunft. Ich aber spreche hier zu einer sterbenden Sekte und zu einer — das ist meine Meinung; war es schon zu Hause, — die sterben muß, nämlich zu Leuten, die sich politisch vom alten Herkunftslande nicht lösen können, und müssen sich doch lösen. Denn dies Volk in

diesem Land soll doch einmal ein eigenes werden, ein neues Gebilde der Menschheit. Das ist Völkerrecht; das ist Menschheitshoffnung. Die ersten Zuwanderer, die Franzosen, sind schon in ihm untergegangen; jetzt sind die Deutschen und die Italiener dabei; zuletzt kommen die Engländer. Sie sind durch Sprache, Macht der Tradition, Geldkraft, politische Klugheit des Mutterlandes bei weitem der stärkste Fremdkörper. Aber doch auch nur ein Fremdkörper. Allmählich werden auch sie untergehen; denn ein Volk wird von seiner Erde und ihrem Klima gemacht. Dies große glänzende Land, ein Volk von Heimatlosen, Heimatkranken, einst wird es ein Volk seiner selbst sein, anders als jedes andre Volk. Es wird eben soviel und so wenig Asiatisches wie Europäisches haben. Es wird zwischen Abend und Morgen in der Mitte liegen, und die Menschheit vertreten, und Gott ehren in seiner besonderen Weise.

\*

Pittsburg, Pa., 25. April 1922.

Es scheint, daß meine Hauptwirkung nicht die öffentlichen Ansprachen sind, sondern daß ich eben hier bin, daß die Deutschstämmigen zum erstenmal nach dem Krieg wieder einen Deutschen von Ruf unter sich haben und jemanden, der Gutes von Deutschland redet und ihnen die gebeugten Herzen aufrichtet. Ich sage Dir, ich prahle von Deutschland. Nicht allein von seinen seelischen und geistigen, sondern auch von seinen moralischen und militärischen Ehren. Vor dem Kriege hätte ich es nicht getan, es war des Prahlers zu viel; aber jetzt kann ich es. Es ist doch hübsch was zu prahlen: Luther . . . Kant . . . Goethe . . . Friedrich II. . . Bismarck . . . Hindenburg . . . und all die andern um sie herum. Und alles rein menschlich

und wahrhaftig gesehn, mit feinen Fehlern und Grenzen . . . aber welche Größe und Tiefe! Aber der größte und leidendste Held: das deutsche Volk selber!

Eben habe ich mit Pastor Boff gesprochen, einem großen schlanken Menschen, Urenkel von J. H. Boff, Enkel von H. Boff, der an Schillers Sterbebett saß; Du kennst die Szene. Wie wohl tut so eine Unterhaltung über das Beste vom deutschen Volk! Wie fühlt man sich reich und glücklich im edelsten Reichtum seiner Nation!

Es gibt viele Stunden, wo ich denke: 'Säßeſt du jezt ganz allein in dem kleinen dunklen Torſtall in Bartl, Hände zwischen den Knien . . . wie viel interessanter wäre das!' Ich muß noch lange leben und arbeiten dürfen, wenn dieser Verlust so vieler guter Stunden wettgemacht werden soll.

\*

R o c h e ſ t e r am Ontarioſee, 28. April 1922.

Nach siebenstündiger Fahrt sind wir hier angekommen; es mag eine Strecke wie von Hamburg nach Mainz sein; in diesem Lande eine kleine kurze Fahrt. Wir machten uns gleich auf, um eine kleine deutsche Zeitung zu suchen, die „Holsteinisch-Friestische Welt“ — welcher ein Titel in diesem Land! —; aber sie scheint sich seit dem Kriege ganz versteckt zu haben oder gestorben zu sein, so daß wir sie nicht finden konnten. Es haben sich viele Zeitungen und viele tausende Deutschstämmige, erschreckt von dem Haß und der Hysterie des Pöbels, vertrocknet und von Deutschland losgelöst. Was soll man darüber klagen? Es ist menschlich. Die große Stadt Pittsburg mit wohl dreißigtausend Deutschstämmigen brachte nur tausend zu meiner Versammlung.

Wenn man so durch die Straßen einer amerikanischen Stadt geht, ist der Unterschied gegen Hamburg sehr gering. Natürlich sieht man bald, daß man in einem fremden Lande ist: an dem berittnen Schutzmann mit den großen Ledersteigbügeln, an dem jungen Chemann, der den Kinderwagen schiebt, während die Frau gemächlich nebenher geht, an der mächtigen Größe der Straßenbahnwagen, an dem Redner, der an der Straßenecke eine politische oder religiöse Ansprache hält, an den Kirchen, die alle neu sind, an der oft verwegenen und abenteuerlichen, aber fast immer geschmackvollen Tracht der Frauen. Ein schönes junges Mädchen, das neben mir im List stand, trug roten Pothhut, von dem seitwärts rote Seidenbänder, handbreit, an den Enden gezackt, bis auf die Schulter hingen, dann kam ein dunkler kurzer Pelz und dann von den Schultern der dunkle Mantel mit roten und silbernen Ornamenten.

Gestern habe ich im deutschen Seminar der hiesigen Baptisten-Universität eine Ansprache gehalten, und nachher bei Tisch, da sie zu toben begannen, noch einmal geredet. Abends sind etwa dreißig angesehne Männer zusammengekommen, denen ich die politischen, wirtschaftlichen und seelischen Zustände Deutschlands darstellte. Heute abend habe ich vor etwa tausend Leuten in einer großen evangelischen Kirche gesprochen, von der Kanzel, in meinem blauen Reiseanzug. Als ich fertig war, klatschten sie trotz der Kirche.

Sie sagen mir zum zweiten Male, daß ich wie ein Norweger aussehe. 'Ein alter grauer Norweger . . . Nordländer' . . . Ja, so erscheine ich mir selbst in diesem heißen, lebensvollen, gegenwärtigen Land!

\*

E l e v e l a n d am Eriesee, 30. April 1922.

Heute, Sonntag vormittag, machte ich einen langen, guten Spaziergang mit einem deutschen Redakteur. Ich fragte nach meiner Weise viele Dinge; dabei gingen wir von einer Kirche in die andre. Zuerst in eine presbyterianische. Der Pastor, im Krieg ein wilder Deutschenfresser — armer, belogener Gottesmann! — stand im Gehrock und grauen Beinkleidern auf einer Plattform; neben ihm war ein Thermometer, wohl zwanzig Fuß hoch, wahrscheinlich die Höhe freiwilliger Gaben anzeigend; ich konnte die Worte nicht deutlich lesen. Er sprach gut; aber mehr weltklug als gütig. Dann in eine Kirche der Christlichen Gesellschaft, Gesundheitsbeter, wo zwei Vorleser, erst ein Mann, dann eine Frau, abwechselnd Bibelstellen vortrugen, die Mut und Vertrauen machen. Danach in eine evangelische, eine dürstige, ganz traditionslose Holzkirche. Danach in eine katholische, mit allem alten Prunk der Handlungen und Gewänder. Wenn ich als einsamer junger Mensch, ein Eingewandter und Heimatloser, für meine Seele und alles Gute in ihr eine Heimat suchend, in diese Stadt käme, würde ich an jedem Sonntag vormittag in dieser Kirche sitzen, die gesättigt war von alter, froher, sehr schöner Gewißheit.

Morgen fahre ich allein nach Toledo, spreche dort und fahre dann nach Chicago, wo ich Dr. Keiler wieder treffe. Ich nehme mich sehr in acht und werde auch immer ruhiger und mehr Herr der Umstände und Menschen. Ich verhindere jetzt, daß sie mich mit ihrer lieben Freundlichkeit vergewaltigen, z. B. zu langen Autofahrten im Wind verführen, der hier an der See recht frisch ist. Ich bin zuweilen mit meiner Existenz einverstanden, in Gedanken an die beiden guten Zwecke, Geld für die Kinder zu gewinnen und Gutes von Deutschland zu

reden; aber meistens trage ich es schwer und bin unglücklich. Eine Reise- und Redeexistenz ist meiner Natur die zuwiderste.

Es melden sich immer mehr Städte, auch Universitäten; aber ich will auf keinen Fall bis in den Winter hier bleiben.

\*

Toledo, D., 2. Mai 1922.

Gestern hier angekommen. Ungefähr 200000 Einwohner. Je größer die Stadt, desto weltmännischer das Deutschtum. Hier sind sie einfachere, gemüthlichere Leute. Ein Pastor, einer von den dreißig evangelischen Gemeinden und Pastoren dieser Stadt, empfing mich am Bahnhof und bewirtete mich freundlich. Ich besuchte mit ihm eine kleine Kirche, evangelisch, von sechzig Familien gegründet; sie sieht aus wie irgendein kleines, schmales Stadthaus. Darauf seine eigene Kirche: groß und sehr würdig. Auch das Pastorat ist ein schmucker Bau, einem deutschen Pastorat wohl ähnlich, nur daß es so gebaut ist, daß die Stuben durch vorliegende Veranden viel Schatten haben, und daß alle Türen und Fenster mit Fliegenneßen vergittert sind. Frühling haben sie hier nicht; es wird von winterlicher Bitterung plötzlich heiß sommerlich. Im Hotel ist die ganze Bedienung schwarz. Wie kleine, nicht häßliche Affen sitzen sie in den hübschen bunten Käfigen der Lifts und jagen auf und nieder.

Morgen fahre ich in sechs Stunden nach Chicago. Und, weißt Du, was mich in Gedanken an diese Stadt am meisten interessiert? Ob ich Tine Jansen sehe, mit der ich auf dem alten Kirchhof zwischen den Grabsteinen gespielt habe, ein frisches, helles Mädchen. Sie wird nun bald sechzig sein, wie ich. Wird sie noch leben? Wie wird sie aussehen? Wie wird

sie von ihrer Kindheit reden? Ich werde Kindheit und Alter eines Menschen sehn; und ihre Erzählung und meine Phantasie wird das Stück dazwischen schaffen.

Eben komme ich aus einem großen Konzert, in dem ich gesprochen habe. Zwei schöne Frauen sangen, dann Männerchor, dann Gesang von Lyzeumschülerinnen, dreizehn- bis vierzehnjährig. Ihr Haar ist kurz geschnitten, bei einigen so kurz, daß sie hinten im Nacken etwa drei Finger breit mit der Maschine geschoren waren, so daß das kurze, sehr üppig getollte Haar wie eine Pelzmütze wirkte. Sie standen vorher hier und da, und bearbeiteten ihr Gesicht im Spiegel mit Puder und Farbstift und waren sehr elegant gekleidet. Sie schickten Wiebke als einen Gruß ihre Namen, die sie auf ein Programm schrieben. Die Namen sind meist englisch-irische, und sie sangen auch englisch.

\*

Im Zug nach Chicago, 3. Mai 1922.

Weites, ebenes, fruchtbares Land; viele Acker mit schwarzen Baumstümpfen; dann und wann der elende Rest eines Waldes. Viel Land noch in Halbkultur; das Vieh durchweg im schlechten Zustand, wohl von magerer Überwinterung. Dann kommt in ungeheurer Häßlichkeit verbrannter, elender Wald, Schlackenhalden, gewaltige, öde Fabrikanlagen, unfreundliche Reihenhäuser von Arbeiterwohnungen, Güterzüge in langen, dicken Haufen ... die sonnige Luft wird grau ... Chicago.

\*

Chicago, 11. Mai 1922.

Es ist ein mächtiges und heißes Leben in dieser Millionenstadt. In vier-, fünffacher Reihe jagen die Autos dahin,

eins am andern, als wenn die Straße selbst sich vorwärts be-  
wege. Wir gleiten auf eine Brücke zu ... alles hält ... tau-  
send Autos sammeln sich. Die Brücke hebt sich so hoch wie  
unsre Kirche — farbige Lichter blitzen ... ein mächtiges Schiff  
gleitet hindurch ... hinter alle dem Gleiten und Funkeln steht  
ein turmartiges Haus, wohl viermal so hoch wie unsre Kirche,  
von beglänzttem Marmor gebaut, und sie erzählen mir, daß  
es von dem Verdienst aus Kaugummi entstanden sei —  
die Brücke sinkt herab ... Polizisten mit großem silber-  
nem Stern auf der Brust stehen mitten auf der Straße  
... einer, neben dem Silberstern einen bunten Blumen-  
strauß, den eine Verehrerin ihm gab, hütet die Automasse  
wie Schafherden ... sie schiebt sich vorwärts, jagt weiter.  
Machtvolles Menschentreiben! Ich merke, daß sie erwarten,  
daß ich staunen soll. Aber was soll mir großen Eindruck  
machen? Daß man Häuser bis zum fünfzigsten Stockwerk  
hinauftreiben kann ... , daß man eine größere Form von Loko-  
motiven baut ... das Areal der Städte viele Meilen aus-  
dehnt ... das kann doch kein Gegenstand des Stolzes sein.  
Das kann Europa auch. Es ist nur ein bißchen mehr Kraft und  
Arbeit. Oder wollen sie stolz sein auf das weite, reiche Land,  
das sie bewohnen? Denn davon kommt es ja alles! Aber wie  
können sie darauf stolz sein? Das haben sie doch nicht gemacht,  
wie Häuser und Lokomotiven? Das hat Gott ihnen gegeben.  
Mir scheint, das ist ein Irrtum dieses Volkes: sie sollten über-  
mütig sein, daß Gott so gut mit ihnen ist, sie mit Segen über-  
schüttet. Sie sollten übermütig sein vor Glück und Gottesfülle.  
Aber sie sind nicht übermütig, sie sind hochmütig. Sie sollten  
lachen, aber sie lachen nicht; sie sind zu gesetzt und hochmütig  
dazu. Sie sollten vor lauter Übermut mit den Hacken bis an  
die Sterne hauen, das würde Gott freuen. Aber nun ziehen sie

die Augenbrauen hoch und reden große Worte . . . ich fürchte größere, als ihre Seelen sind . . . und seh'n auf Europa herab, von dessen inneren Qualen sie nichts ahnen. Der Chefredakteur einer großen anglo-amerikanischen Zeitung hier wollte mit mir sprechen. Als er aber erfuhr, daß ich kein Politiker wäre, sondern nur von deutscher und europäischer Kultur mit ihm reden wolle, ließ er sagen: „We will drop it“. Was schiert einen großen Redakteur, was schiert das große erhabene Volk, das erste der Erde, die Kultur, die Seele eines andern Volkes?

Ich habe schon einige heiße Tage hinter mir: ein Frühstück, einen Schleswig-Holstein-Abend, eine große Versammlung. Morgen spreche ich im Damenklub und übermorgen in der Universität . . . Literatur. Du darfst es nicht so ansehen, als wenn es das Zentrum der Universität wäre, sondern es sind die Studenten und akademischen Bürger, die sich für deutsche Sprache und Literatur interessieren . . . das sogenannte deutsche Department.

Ein altangesehener Mann sagte mir, daß ich scharf bewacht würde, wie ihm schiene. Es ist leicht möglich, daß ich eines Tages plötzlich zurückgeschickt werde, obgleich ich nicht allein aus Klugheit und Takt, sondern aus meiner Natur heraus loyal gegen diesen Staat bin. Ich habe es noch gestern in meiner Ansprache auseinandergesetzt, wie sehr es nötig sei, daß sie klare und wahre Amerikaner seien und mit dem alten Lande nur Beziehungen der Pietät und Kultur haben und pflegen sollten, als eine Bereicherung ihres Amerikanertums. Die, welche als amerikanische Bürger in diesem Land deutsche Politik treiben wollen, nützen nicht, sondern schaden ihrem Herkunftsland.

\*

Chicago, 11. Mai 1922.

Gestern habe ich eine sechs Stunden weite Fahrt über Land gemacht, nach Süden zu in Illinois hinein; wir kehrten auf zwei Farmen ein und ich sah vieles. Wie anders alles! Hoffentlich behalte ich alle die Dinge und Szenen, die ich sah: diese hohen Silos, die voll von geschnittenem grünem Mais sind; diese Yards, wo die Dachsen fett gemacht werden, und die kleinen braunen Schweine, die zwischen ihnen laufen; die einzelnen Räume im Wohnhaus; die Gespräche über Herkommen: „Ich . . . ich bin noch drüben im alten Land geboren . . . aber dort am Bach wohnt mein Bruder, der ist in diesem Lande geboren“ . . . Erst plattdeutsche Leute . . . dann Hessen . . . weites, sehr fruchtbares Land . . . dann Schanzen und das Denkmal von einem Gefecht mit den Indianern. Ich frage viel nach den Indianern. Wo ich geh' und steh', bewegt mich ihr Schicksal. In jeder Landschaft seh' ich sie am Horizonte zurückweichen und verschwinden. Es gibt hier ein schönes Bild in diesem Sinne: drei Reiter in der Abenddämmerung über die Prärie wegreitend . . . darunter steht: the vanishing people. Ich hoffe, wenn ich nach ihnen frage, irgendeinen Unterton des Bedauerns, der Reue zu vernehmen; aber ich höre es nicht. Es ist doch keine Kleinigkeit, sein Haus auf einer Stelle zu bauen, wo im Grund die Knochen des früheren Besitzers liegen, den man erschlagen hat. Aber sie scheinen es nicht zu fühlen; sie fühlen überhaupt sehr vieles nicht, sind Augenblicks- und Gegenwartsmenschen.

Heute morgen war ich in einem großen Gerichtshof, in dem dreißig Richter Recht sprechen. Ich ging in mehrere Verhandlungssäle, von einem Psychiater, der in Deutschland studiert hatte, und seiner Frau begleitet, einem prächtigen Menschen-

paar, er von irischer, sie von deutscher Herkunft, und bekam einen Platz neben dem Richter und hörte zu: Jugendsachen, Alimente, Ehesachen, Prostituierte. In jedem Saal waren außer den Beteiligten wohl hundert oder mehr Zuhörer. Es ging sehr demokratisch und sehr praktisch zu und gefiel mir gut. Schade, daß ich nicht alles verstand . . . einige der Verhörten sprachen ein schlimmes Englisch . . . und vor allem, daß ich die deutsche Gerichtsart nicht so kenne, um vergleichen zu können. Aber soviel schien mir deutlich, daß in diesem Gerichtshof die Persönlichkeit des Richters und besonders des Einzelrichters mehr bedeutete als in Deutschland. Und mir ist schon lange klar, daß wir nach dieser Richtung hin wieder zu ältern Zeiten zurückkehren müssen. Nicht Paragraphen seien das Gesetz und das Recht; sondern die verständige, ernste, klare, sittliche Persönlichkeit einzelner Menschen und Richter.

Diese weiten, weiten Parks, meilenweit. Ein Goethe-Denkmal darin, so schön wie keins in Deutschland. Ein nackter, schöner, doch kraftvoller Jüngling von edelstem männlichem Gesicht . . . er steht etwas gebeugt, die eine Hand auf den Schenkel gestützt, — auf der andern sitzt ein Adler . . . auf dem Sockel die schlichten Worte: To the mastermind of the German people. Schiller steht auch noch da. Auch Reuter. Bewohner der Stadt haben die geistigen Helden ihres Herkunftslandes hier aufgestellt. Aber es sind lauter ausdruckslose Denkmäler. Was könnte z. B. Reuter für ein wundervolles symbolisches Denkmal haben, wenn ein geistvoller, starker Künstler es machte! Daß er es wäre und nicht wäre! Daß es sein Geist wäre und beinah er selbst! . . . So sollten alle Denkmäler sein; und darin liegt die ewige Erneuerung der Kunst.

Wie reich ist dies Land! Diese zahllosen feinen Häuser!

Dies ungeheure Leben ... tausend Autos in drei bis vier Reihen wartend! Diese Menschenmassen, und alle wohlgekleidet und ruhig, stehend, bis der Schuttmann das Zeichen gibt und die Autos stoppen! Diese Bänder und Räder von Licht am Abend, die langen, langen Straßen entlang! Ich glaube, daß Chicago die Stadt ist, die am breitesten liegt, das bedeutet, welche die meisten Gärten in sich hat. Ich bin wohl über dreiviertel Stunden in rascher Fahrt gefahren, immer innerhalb der Stadt. Eine Straße soll fünf deutsche Meilen lang sein, das ist von Barlt bis Igehoe. Im Gerichtshof heute vormittag waren fünf bis sechs Lifts, die immer auf und nieder fuhren, daß man den Druck in den Ohren fühlt. Sie waren so groß wie Stuben. Im elften Stock war der Jugendgerichtshof, im zwanzigsten die Untersuchungen.

\*

Chicago, 12. Mai 1922.

Gestern abend waren wir bei einem Universitätsprofessor, in einem Hause feiner Kultur, wie ich schon mehrere kennen gelernt habe. Ich war nicht in England; aber ich sehe doch, daß alle diese bescheidenen Häuser mit ihren niedrigen Dächern und dunklen Hölzern und Möbeln ein gutes englisches Erbe sind. Ich habe nicht gedacht, daß ich das hier soviel finden würde. Es gibt Tausende solcher Häuser in Chicago. Einige dieser Straßen sind von Negern überflutet. Es hat etwas Schmerzliches, sie in diesen stillen, edlen Räumen zu wissen, die sie verfallen lassen, und vor diesen schönen Türen stehen zu sehen.

Ich fragte den Professor, wie es mit dem Unterricht des Deutschen stände. Er sagte, daß die Schülerzahl während des

Krieges auf ein Fünftel herabgesunken wäre, aber nun wieder zunähme, besonders in den höheren Schulen. Ich fragte vorsichtig: „Ist das wegen Goethe?“ Er sagte lächelnd: „Nein, es ist nicht wegen Goethe; es ist wegen Einstein und Stinnes. Die sechzehnjährigen Jungen wollen die Sprache und die Bücher des Volkes kennen, das den größten europäischen Gelehrten und den größten europäischen Kaufmann — so groß wie Pierpont Morgan! — besäße.“ Ich sagte, das müßte ich mir gefallen lassen, und wollte denn zufrieden damit sein.

\*

Chicago, 12. Mai 1922.

In einer Stadt von der Mächtigkeit Chicagos kann man sehn, was der Kapitalismus zustande gebracht hat. Die Freude und die Lust an dem Geld hat dies alles gemacht. Der Kapitalismus hat wohl die Wälder verwüstet, die Flüsse verschmutzt, die Natur durch elende Fabriken, häßliche Bahnhöfe und dergleichen geschändet; aber er hat auch große und gute Dinge geschaffen: er hat dies gewaltige Land dem Fleiß und dem ernstern Streben erschlossen, und unzähligen Menschen Nahrung, Wohnung, Freude und gute seelische Dinge gebracht. Der Dollar regiert hier. Er regiert nicht allein die Börse und das Geschäftsleben. Er regiert auch, unter der Decke großer, edler Worte, weiter gehend, weiter herrschend als in Europa, die Verwaltung, die Justiz, die Kirche, die Wissenschaften. Er bringt Leben in alles. Er treibt alles vorwärts. Er ist ein großer und tüchtiger Treiber. Nichts stagniert hier. Alles ist in wunderbarem Leben und Vorwärtsziehn. Man könnte sich wohl in diesem Land einen Dichter denken, der ein hohes Lob-

lied des Goldes fänge. Der Segen seiner Wirkung glänzt über diesem Land. Gold und das Streben nach ihm bringt schreckliche Dinge hervor; aber noch viel mehr segensreiche.

Es gibt in den Vereinigten Staaten drei rechtlose Massen. Erstens die Indianer ... aber die sind keine Gefahr mehr. Zweitens die Neger. Drittens die osteuropäischen Eingewanderten, die an gewissen Industriestellen zusammengepfercht sitzen, unkundig der Geseze, der Rechte, ja der Sprache Amerikas. Solange es den großen Massen der Arbeiter gut geht, sind auch diese Rechtlosen keine Gefahr. Wenn aber Notzeit käme, würden sie sich von der übrigen Volksmasse trennen und ihren eigenen Willen haben. Die Hauptmasse des amerikanischen Volkes\* lebt gut und reichlich, in durchaus menschenwürdigen Verhältnissen. Wer einigermaßen fleißig und verständig ist, hat mitsamt den Seinen sein gutes Brot, Kleidung und Wohnung. Es steht wohl freilich so, daß die, welche die Waren erzeugen, zu gering bezahlt werden, die, welche sie vertreiben, zu viel verdienen. „Arbeit,“ sagte man mir, „schafft nicht genug, man muß spekulieren.“ Ganz wie es jetzt in Nordeuropa heißt. Aber das amerikanische Volk hat auch von einfacher Handarbeit ein gutes, ja reichliches Leben. Ich habe mir in kleinen Städten die Armsten zeigen lassen. Sie leben, wie in Nordeuropa ein Volksschullehrer lebt.

Mit der hochgerühmten Freiheit steht es nur schwach. Das amerikanische Volk, das gegen Deutschland kämpfte, um ihm die Freiheit zu bringen, ist nicht so frei wie das deutsche Volk und das übrige Nordeuropa. In vielen Dingen ist Amerika das reaktionärste Land. Einer, der schreibt, daß Amerika eine andere Verfassung, eine andere Regierung haben sollte, kann Zuchthaus bekommen. Das Wahlrecht ist in manchem Staat schlechter, als das Dreiklassenwahlrecht in Preußen war. Dazu

liegt ein heimlicher Terror des Reichtums über dem ganzen Land. Sozialisten, rechtmäßige, gewählte Abgeordnete, werden verhindert, ihr Mandat auszuüben. Im Kongress stimmen sie ab, daß der sozialistische Abgeordnete nicht zugelassen werden soll. Eine hübsche Idee, abzustimmen, daß eine neue Zeit nicht zugelassen werden soll! Kaiser Dollar spricht sein „sic volo, sic jubeo“ viel schärfer und härter, als Wilhelm II. es tat. Wenn ein Arbeiter in die Höhe will und seinen Stand mit sich unruhig macht, ist er kein guter Bürger mehr. Die Träger dieser Beschränkung sind die Presse und die protestantische Geistlichkeit, die vom Großkapital geleitet werden. Wie kommt es, daß das Volk sich diese Bevormundung, ja Bedrückung gefallen läßt? Das Volk hat nie den Druck der Armut gefühlt. Es fühlt sich frei und breit im Essen, Trinken, Bohnen, und in der Weite des Landes. Man läßt es in diesen Dingen tun, was es will. Und so geht es alles gut, solange das Volk täglich noch dreimal reichlich und gut satt wird. Was schiert diesen Arbeiter gutes oder schlechtes Wahlrecht?

Im Jahre 1871 saß August Bebel ganz allein im Reichstag. Er war nicht gehaft. Man hielt es nicht der Mühe wert, ihn zu hassen. Nein, ein Narr! Jetzt gehört ihm fast ein Drittel des verständigen, ernstesten, mühsamen deutschen Volkes, und einer seiner Schüler ist Reichspräsident. Das wird Amerika auch erleben. Aber noch nicht. Noch ist da viel Wald und Land, und jedermanns Himmel ist übersät von Hoffnungen. Aber nachher wird das Gedränge kommen, und mit dem Gedränge Unruhen der Sozialdemokraten. Jetzt sind nur Redakteure, katholische Priester, Gelehrte Sozialisten, aber die Arbeitermasse ist es noch nicht. Die Gewerkschaften und die Arbeiter kämpfen bisher noch nicht für eine Welt- und Staatsanschauung, wie die Arbeiter in Nordeuropa, sondern nur für

höheren Lohn. Und auch dieser Kampf ist im allgemeinen noch nicht bitter, weil noch so überreichlich viel Brot im Land. Wenn die Not kommt, kommt die neue Idee, eine neue Staats- und Weltanschauung.

Vor vierzig Jahren war das Kapital besonders hart gegen die Arbeiter, besonders hier in Chicago. Infolgedessen kam es zu erregten Versammlungen und nach Beendigung derselben zu riesigen Zusammenrottungen und Unruhen; und einige der Führer wurden des Aufruhrs und Mordes beschuldigt und gehenkt. Sie waren wilde Hasser des Kapitals, das damals besonders rücksichtslos war; einige ernste Beurteiler und der Glaube weiter Volkskreise leugnet aber bis auf diesen Tag, daß sie Mörder waren. Ich habe ihr Denkmal auf einem der Kirchhöfe gesehen. Es ist sehr schön. Auf dem Sockel steht das Wort, das der eine von ihnen, ein kluger, für jene Ideen begeisterter Mensch, gesagt hat: „Der Tag wird kommen, da unser Schweigen machtvoller sein wird, als die Stimme, die ihr jetzt erdroffelt“. Ich fürchte, es wird so werden. Es wird der Tag kommen, da dieses Denkmal mit mehr Kränzen geschmückt sein wird, als es jetzt ist. Im Anfang des Weltkriegs kam hier in Chicago ein Mörtelarbeiter zum Hilfskomitee, legte im Namen seiner Arbeitsgenossen, in ein rotes Taschentuch geschlagen, zweitausend Dollar auf den Tisch: das hätten sie für die Not Europas gesammelt. Das ist der Fehler Wilhelms II. gewesen und war schon der Fehler Bismarcks, und ist jetzt der Fehler vieler Machthaber: sie haben die Mörtelträger nicht für sich. Die Arbeiter von Deutschland müssen in ihrer großen Masse — ich will sagen zu neun Zehnteln — zu der Regierung stehn; dann hat Deutschland eine große Zukunft. Zu dem Ende müssen wir Demokratie bleiben. Aus welchem Grunde bin ich Demokrat? Nur aus Idealis-

mus? Aus Gerechtigkeitsinn? Ich bin es aus Nationalismus. Ohne die Zustimmung der Arbeitermassen kein starkes Deutschland.

Heute am Strand spazierend, meine Gedanken laufen lassend, gehen sie immer zu meinen Leuten und meinem kleinen Besitztum, Haus, Garten und Pferd; und es ist etwas Seelisches und Heiliges. Wenn Sozialismus so verstanden wird, daß er das Volk von schmutzigen und darbenenden Existenzen säubern will, es wirtschaftlich rein und hell machen will, bis in die letzten Ecken, dann ist er segensreich. Wenn er aber das Heimeigentum zerstören wollte, dann nimmt er dem Menschen vielleicht das Beste seines Fühlens und Strebens.

\*

Chicago, 13. Mai 1922.

Gestern nachmittag habe ich in der Universität gesprochen und danach den Afrikaner aus „Jörn Uhl“ vorgelesen. Nachher hatten wir ein gemütliches Essen in einem hübschen kleinen Raum mit fünf Professoren, ohne Reden. Ein Student, der sich so seinen Unterhalt verdient, bediente bei Tisch.

Nun noch drei hilde Tage — denn heute abend spreche ich schon wieder in Milwaukee — dann kommen weite Fahrten nach dem Osten zurück, und ich habe mehr Ruhe.

\*

Milwaukee, Wisc., 16. Mai 1922.

Ich hatte es mir schön ausgedacht, daß ich nach der Heze in Chicago, die mich todmüde gemacht hatte, — ich war in acht Tagen kaum eine Stunde allein — doch wenigstens in der Bahn Frieden hätte. Aber da kam ein Deutsch-Amerikaner, ein älterer Mann, den ich kennen gelernt hatte, setzte sich zu

mir und fragte mich, wie mir Amerika gefiele. Als ich nicht gleich klare Antwort gab — wie kann ich solche Fragen in einem Satze beantworten? — fing er an, in einer schrecklichen Weise auf Amerika zu schimpfen. Es wäre nichts Gutes an dem Land: die Vögel sängen nicht, die Blumen röchen nicht, die Menschen lachten nicht. Wenn man in die Natur, in die Wälder ginge, werde man angeekelt von Schmutz, unter den Menschen von der Gier nach dem Dollar. Ich wurde erst ganz still, so erschrak ich vor seinem finstern Haß. Dann sagte ich, ich begriffe nicht, wie er so von dem Land und dem Volk reden könnte, das ihm und seiner großen Familie ein gutes, ja reichliches Brot gegeben hätte und das Land seiner Kinder und Enkel sein würde. Und ich fing an und versuchte hier zum erstenmal, von diesem Haß aufgejagt, das amerikanische Volk zu verstehen, und verteidigte alles das, was auch mich hier quält und still macht, mit seiner großen Jugend, und prophezeite dem Volk eine große und gute Zukunft. Ich traf schon mehrmals auf solchen wilden Haß. Er besteht wohl besonders in solchen Leuten, die erst mit reifen Jahren hierher gekommen sind. Land und Volk bleibt ihnen fremd; sie haben und behalten Heimweh; sie leben sich nicht ein; dazu kam das Benehmen des Pöbels während des Krieges. Dies war ein Deutscher; aber ein Ire und ein Norweger sprachen sich ebenso aus. Der Ire war reich geworden, der Norweger arm geblieben. Aber die Jugend, auch die von deutscher Herkunft, antwortet, wenn man sie fragt: „Liebst du Amerika, und glaubst du an Amerika?“ mit leuchtenden Augen: „Wir lieben es.“ Und so soll es sein. Wie kann mir ein Mensch gefallen, der den Boden unter seinen Füßen und das Land seiner Kinder nicht liebt?

Als dieser eben gegangen war und ich mit übergroßem

Ruhebedürfnis aus dem Fenster sah, setzte sich ein junger Mann auf die Lehne meines Sessels und nannte seinen Namen: aus unserm alten Dorf, und sagte, wie er sich freue, daß ihm seine Mutmaßung gelungen wäre, mich in diesem Zuge zu treffen und so mit mir zusammen zu sein, da in Milwaukee dazu keine Gelegenheit sein würde. Nun, ich freute mich, so gut ich konnte, und wir sprachen von Vater und Mutter und jedem einzelnen der Geschwister. Zwei haben einen jähen Tod gefunden, den Westen Amerikas der Zivilisation zu erschließen, wie jährlich Tausende ihn finden. Wir waren mit Familiengeschichten noch lange nicht fertig, als der Zug Milwaukee erreichte.

\*

M i l w a u k e e , W i s s . , 16. M a i 1922.

Ich habe dann abends gleich vor etwa zwölfhundert Menschen gesprochen. Am andern Nachmittag sprach ich lange vor dem literarischen Verein, und abends noch einige Worte im überfüllten deutschen Theater von der Bühne herab. Danach war ich noch zwei Stunden bei Dr. John Möller, der aus unserm Dorfe stammt und hier ein angesehenener Arzt ist. Ja, das muß ich erzählen.

Wie verschieden sind die Menschen und meine Erlebnisse mit ihnen! Ich erfuhr in Chicago, daß Male Z. noch lebe, die während meiner ganzen Kindheit unsre Nachbarin und Gespielin war. Dr. Keiler telephonierte also an sie: ihr Nachbar und Spielkamerad wäre in Chicago und wolle sie gern wiedersehn. Sie, in sehr gutem Englisch: sie erinnere sich des Namens nicht ... nein, einen solchen Namen habe sie nicht gehört ... Zuletzt: Dr. Keiler möchte wieder anfragen; sie wollte mit ihrem Mann reden. Am andern Tage: es wäre

doch richtig und der Besuch wäre willkommen. Wir ins Auto ... durch viele Straßen ... dann eine Gegend, die allmählich von Regern überslutet wird ... aber ein nettes Haus ... die Stube sauber und hübsch. Der Mann erscheint, Niedersächse, Angestellter in einem rein englischen deutschfeindlichen Geschäft. Dann erscheint sie selbst. Aus dem niedersächsischen Arbeiterkind ist eine englische Dame geworden. Ich erzählte ihr, wie der Dorfgang, an dem wir aufwuchsen, jetzt aussähe. Aber sie schüttelte den Kopf, als wenn ich von etwas ganz Unbekanntem spräche. Ich frage sie, welcher Leute sie sich erinnere. Aber es war da keiner. Ich frage sie nach unsrer kleinen Stadt ... sie kennt sie nicht mehr. Es war nicht Hochmut. Sie hatte eine arme jämmerliche Kindheit gehabt; Deutschland war für sie eine harte Heimat gewesen; da hatte sie sich von ihm abgewandt und sich mit ganzer Seele dem neuen Land hingegeben. Nun war sie vierzig Jahre fort. Sie hatte es alles verschütten lassen wollen, und es war verschüttet. Zuletzt sagte ich, daß ihre Mutter in ihren letzten alten Tagen oft zu uns gekommen wäre, und wir ihr hätten helfen können; da fing sie an zu weinen. Zuletzt streichelte sie mich und war sehr freundlich, und so gingen wir. Die Unterhaltung ging Hochdeutsch, Plattdeutsch und Englisch; sie sprach ein gutes Englisch ... Aber nun der Dr. John Möller! Zwei Stunden lang haben wir über nichts gesprochen, als über das Heimatdorf! Ich mußte meine flache Hand hinhalten und darauf vor seinen Augen die ganze Dorfstraße aufbauen: jedes Haus; ja jede Hauswand und jedes Strohdach; und er freute sich über alles und jedes. Auch er ist siebenjährig fortgegangen, vor vierzig Jahren; aber er hatte eine gute Kindheit gehabt und ein freundliches Elternhaus. So lebt er im Wachen und Träumen immer noch in dem alten niedersächsischen Dorf.

Gestern machten wir eine schöne weite Fahrt — wir haben immer große bequeme Autos — nach einem Gut von 600 Hektar. Es war ein Mustergut: Schwarzweiße Kühe, die sie hier Holsteiner nennen, edelste Tiere. Sie waren nicht an Ketten gebunden, sondern staken mit dem Hals in eisernen Gabeln, die beweglich waren, und wurden elektrisch gemolken. Diese reichen Häuser sind gar nicht prächtig, sondern schlicht und wunderschön in englischem Geschmack, auswendig und inwendig.

Ich bin noch immer so abgehängt, daß ich nicht den Wochentag weiß, und nicht, was morgen vor sich geht. Das muß Dr. Keiler mir sagen. Ich werde willenlos geschoben. Ich frage ihn und andre, wann Pfingsten ist. Aber man feiert in Amerika keine Pfingsten, und ich muß nach dem Pfingsttag herumsuchen und kein Mensch kann mir dabei helfen. Das habe ich mir auch nicht träumen lassen in meinem Leben: ich und keine Pfingsten!

\*

Champaign, Ill., 17. Mai 1922.

In Milwaukee habe ich am letzten Tag, nach dem Essen, vor ungefähr fünfzig Pastoren und Professoren gesprochen. Da ich zu ermüdet war, in der Form, daß ich mich bereit erklärte, Fragen zu beantworten. Da wurden sie nicht satt, nach Deutschland zu fragen: nach dem alten Regiment und dem neuen, nach dem Ergehen der einzelnen Stände und Berufe, nach dem äußern Zustand der Städte und Dörfer. Diese Männer, fast alle über vierzig, älteres Geschlecht, die meisten drüben geboren, sind mit ihren liebsten Gedanken in der alten Heimat. Ich glaube, ich habe zwei Stunden lang immer wieder aufstehn und sprechen müssen, bis die Nächsten mich hinausbrachten und zu einer Fahrt in ein Auto setzten.

Am andern Morgen sind wir hierher nach der Staatsuniversität von Illinois gefahren, wo ich im deutschen Department gesprochen habe. Dies Department ist natürlich zurzeit klein; es waren reichlich achtzig Menschen da. Ich sprach zuerst von meiner literarischen Entwicklung, dann auf Wunsch noch über den jetzigen Zustand in Deutschland. Gestern morgen mußte ich noch, um für die deutschen Kinder einen Scheck von 65 Dollar zu bekommen, eine kleine Vorlesung in einem Kolleg des bekannten Professors Göbel halten. Er traktierte vor einer kleinen Zuhörerschaft Faust II, und war an der Stelle, wo der Pater seraphicus und der Pater ekstaticus die für sie passenden Reden halten. Dann hieß es: nun du! Ich entließ die Patres mit einigen anerkennenden Worten, und ging weiter im Text, bis ich den Seedeich unter den Füßen hatte. Wenn er auch noch etwas lose und frisch war, fühlte ich mich doch auf ihm durchaus zu Hause, da meine Vorfahren Deichbauern gewesen sind; und so verlief die nicht unbedenkliche Affäre zu aller Zufriedenheit.

In diesen amerikanischen Universitäten mag es ja auch viele menschliche Unzulänglichkeiten und Nöthe geben; das ist sicher. Aber was man so mit den Augen sieht: diese edlen Gebäude unter Bäumen in schönem Rechteck um den Campus, diese schön und leicht gekleidete frische Jugend beiderlei Geschlechts, die bis in den Abend hinein miteinander lernt, spielt und liebt, wenn es ihr gefällt; diese frischen Lehrer mit ihren Familien in schönen Gartenhäusern immer guten Geschmacks: das ist wie ein Gefilde der Seligen. So, denke ich, wird einmal die ganze Menschheit miteinander leben: hier die Kinder in Schulen und Spielplätzen, da die Jugend beiderlei Geschlechts, da die Älteren, und da im Altersheim die Alten. Ich war in einigen freundlichen feinen Professorenhäusern, und er-

lebte gar zu gern morgen die Feier der Maikönigin, die Wahl der schönsten Studentin; aber wir müssen schon in der Frühe nach Indianapolis weiter, wo abends eine Zusammenkunft ist.

Rührend ist es, wenn ich zuweilen Vollblut-Amerikaner treffe, die Deutschland lieben; so gestern einen Biologen, der vor dreißig Jahren in Göttingen studierte. Hübsch ist es, wenn sie mich, was fast in jeder Stadt geschieht, in die öffentlichen oder die Universitätsbibliotheken führen, in schmalen, eisernen Gängen treppauf, treppab, und mich zu der Stelle bringen, wo auf dem eisernen Vort drei oder vier meiner Bücher stehn, deutsch oder englisch, meist beides. Eine kleine hübsche Ausgabe des englischen „Jörn Uhl“, und eine Schulausgabe für den Unterricht im Deutschen von der Schlacht bei Gravelotte kennen wir noch nicht.

\*

I n d i a n a p o l i s , Ind., 18. Mai 1922.

Gestern nachmittag war erst ein Bankett von etwa fünfzig Leuten. Das ist immer sehr mühsam für meine Natur. Das Essen ist mir ganz gleichgültig; und das einzige, was die Sache erträglich machte, das Glas Wein, das fehlt. Und ich werde einige Male angerebet; selten in gutem Deutsch, meist stockend und in deutsch-englischen Wendungen, zuweilen auch englisch. Gleich auf den ersten Redner antworte ich. Ich spreche meist ziemlich lange. Es waren Kaufleute, Pastoren und Professoren von der nächsten Universität. Bald nach dem Bankett habe ich in einer Kirche vom Altar aus gesprochen. Sie wählten wohl die Kirche, weil hier noch viel Feindschaft gegen Deutschland sein soll. Es ist aber bisher immer gut gegangen. Nur von einer Stadt her, in der ich gesprochen habe, kam eine Anklage und Beschwerde

von der amerikanischen Legion, den hiesigen Übernationalen: ich hätte in meinem Vortrag gesagt, es läge keine Schuld und Schande auf Deutschland. Sie fragten brieflich an, ob ich das wirklich gesagt hätte. Ich antwortete, daß ich es nicht mehr wüßte; aber es wäre durchaus meine Meinung. Meine Zuhörer sind immer voll guten Willens und voll großer herzlicher Freundlichkeit gegen mich. Wie viel freundliche Fragen nach Euch habe ich schon beantworten müssen! Wie sorgen sie hier für mich, an der Spitze Dr. Keiler, mein freundlicher und kluger Begleiter. Wie viele haben mich schon am Arme gehalten, wenn wir im Gedränge der Autos die Straßen queren! Sie werden nicht müde, mir zu sagen, daß mein Kommen und Dasein und meine schlichte Art der Sache gute Dienste leiste.

Zuweilen läuten hier in Amerika in der Nacht Glocken, die ganz wie die Barlter Betglocke klingen. Ich erwache davon, liege und höre danach. Es sind die Glocken der Bahnzüge, die langsam mitten durch die Städte fahren. Denke Dir so einen riesengroßen amerikanischen Zug, langsam und laut läutend mitten durch Hamburg die Mönckebergstraße entlang fahrend.

Heute nacht zehn Stunden im Zug nach Buffalo.

\*

Buffalo, N. Y., 22. Mai 1922.

Wir hatten in Indianapolis einen gemütlichen Abend um einen runden Tisch, der in jeder Hinsicht deutsch gedeckt war; nachher mußten wir uns für die Nachtfahrt auf den Weg zur Bahn machen. Es fuhr ein Bekannter mit uns, der etwas nervös war und auch uns unruhig machte. Er behauptete, der Chauffeur, der mit uns durch die grell erleuchteten und auto-

gefüllten Straßen jagte, wäre verrückt; es war in der That ein verwegener Junge im roten Sweater, blauem Halstuch und ohne Mütze. Ich glaube, er hatte nie eine Mütze besessen. Im Bahnhofs behauptete unser Reisegefährte, er könnte den Gummi kauenden Neger, der unsre Taschen nahm, nicht ertragen; man sehe in seinen Augen, daß er im Traume und Verlangen noch auf der Affenjagd im Kongosumpf wäre; er sah in der That schlimm aus. Darauf behauptete er, alle die Leute, die auf den langen Bänken im Warteraum saßen, wären Bahnräuber, und würden uns um die Ecke bringen, wenn wir uns unter sie setzten. Darauf stolperten wir in unsern Zug und fanden Wagen und Bett. Daß unser Wagen „Humboldt“ hieß — jeder der mächtigen Wagen hat seinen Namen —, machte unsern Begleiter etwas ruhiger.

Hier in Buffalo habe ich gestern abend in der Kirche gesprochen. Erst kam eine englische Rede, dann der deutsche Pastor, dann ich, dann ein katholischer Geistlicher, ein prächtiger Alter. Leider brachten der erste und der letzte Redner amerikanische politische Dinge zur Sprache, die meinem Unternehmen Schaden und ihm ein plötzliches Ende bereiten können. Ich selbst vermeide es aufs sorgfältigste, und lehne es ab, etwas über amerikanische Zustände zu sagen.

Heute habe ich in guter kluger Gesellschaft eine Fahrt nach den Niagara-Fällen gemacht. Wir standen oben und sahen die ungeheuren wirbelnden Wasser in gleicher Höhe mit uns heranrauschen. Langsam, majestätisch fällt es herunter. Aber schöner fast war es oberhalb der Fälle, wo sich die mächtigen Massen der gewaltigen Seen, in die Enge gedrängt durch die Felswände, in ungeheurerlicher Angst vorwärtsbewegen, den Fällen zu; riesige Baumstümpfe ragen aus der wirbelnden Flut.

I t h a c a , N. Y., 23. Mai 1922

Ich habe hier in dem kleinen deutschen Department der berühmten Universität gesprochen. Ich spreche dann besonders langsam und deutlich, da das Deutsche für manche Fremdsprache ist. Nachher hatten wir noch bei Professor Faust ein gemütliches Beisammensein, wo ich denn immer das Wort führe als der „Fremdling in ihren Toren“.

Schöne, bunte Gegend, tiefe Schluchten; über die eine führt hochoben eine Hängebrücke, in der Tiefe haben Studenten beiderlei Geschlechts zwischen Felsblöcken im rauschenden Strom.

\*

W a s h i n g t o n , 27. Mai 1922.

Gestern haben wir beim Botschafter, der sehr freundlich gegen mich ist — er ist Pastorensohn aus der Lüneburger Heide — gefrühstückt. Es war eine gemütliche Tafelrunde. Darauf fuhren wir mit einigen Herren der Botschaft nach dem Mount Vernon und besahen den Landsitz von Washington und sein Grab. Baron Pleffen stellte fest, daß der Landsitz Washingtons dem Haus seiner Eltern am Plöner See sehr ähnlich wäre. Der amerikanische Feldmesser und der holsteinische Baron haben sich beide den Stil ihres Hauses aus England geholt. Am Grabe steht als Wache wunderlicherweise ein Neger, und zwar reinstes Kongoblut. Wir fragten ihn, ob er die berühmte Rede Wilsons mit angehört hätte. Ja. Er wußte aber nicht mehr, ob 2400 oder 24000 da zwischen den Bäumen gestanden hätten. Und die vierzehn Punkte? Ja, davon hätte er gesprochen. Was es denn wäre mit diesen vierzehn Punkten? Das wäre die Kunst, die Deutschen zu schlagen . . . Da hatte er ja

recht! Das war die Bedeutung der vierzehn Punkte. Sie waren, als sie ausgesprochen wurden, ehrlich gemeint, aber dann dienten sie dazu, Deutschland in die Knie zu bringen . . . Wozu das Grab eines vornehmen Mannes dienen muß!

Am Abend sprach ich unter erschwerenden Umständen — es war Musik im andern Saal — vor einer kleinen Versammlung. Das Deutschtum ist hier nicht stark.

Die Stadt ist groß und glänzend, das Parlament, das Weiße Haus, die Kongreß-Bibliothek . . . wie glänzende Königsschlösser. Das Hotel ist groß und schön; oben in den Gängen sind die Teppiche so dick, daß man schwer geht; und die Wege so lang, daß man vorübergehende Bedienung nach der Richtung fragen muß.

\*

Washington, 28. Mai 1922.

Die Staatsgewalt ist die oberste wirtschaftliche Geschäftsführung dieser Nation. Aber so ist es bei allen demokratischen Völkern. Und das ist auch recht so, und war bei uns in Deutschland nicht im nötigen Maße der Fall. Es kommt darauf an, daß die Geschäftsführung so ist, daß möglichst alle Glieder des Volkes zu einer gesunden, reinlichen und freien wirtschaftlichen Existenz kommen. Hier im reichen Amerika ist es fast so; es ist auch nicht schwer. In England ist es schon schwerer; in Deutschland wegen der Verkrüppelung unsres Wirtschaftslebens zurzeit unmöglich. Die beiden politischen Parteien Amerikas sind nicht zwei innere politische Verschiedenheiten. Jede vereinigt in sich die verschiedensten politischen Schattierungen. Es sind zwei Organisationen, dazu geschaffen und vorhanden, um unter Vorhaltung irgendeiner politischen Devise miteinander um die Macht und die Ämter zu ringen. Es sind Traditionsparteien,

Machtparteien, keine politischen. Roosevelt wollte eine wirklich politische Partei gründen, aber die Macht der beiden alten Organisationen war zu groß; er mußte es aufgeben und kehrte reumütig zu seiner alten Partei zurück. Große politische Gegensätze sind in diesem noch halb kolonialen, auf breitem Raum noch wandernden und sich ausdehnenden Volk noch nicht vorhanden. Die entstehende soziale Partei kann noch an die Wand gedrückt werden. Die Deutschen waren in jeder der beiden Parteien die Liberalen. Jetzt, nach der Verströmung des Krieges, ist alles in neuem Werden und Sichsammeln. Harding wird von den intelligenten Deutschamerikanern freundlich beurteilt.

Wir besahen das gewaltige und würdige Ehrendenkmal für die Gefallenen. Wir gehn in den Keller hinab, wo die zuletzt angekommenen Toten liegen. Diese und alle andern Söhne Amerikas sind für die „Freiheit“ gefallen. Nicht für die Menschenfreiheit im allgemeinen . . . dann hätten sie nach Indien, Rußland oder Afrika ziehn müssen . . . sondern für die besondere Abart der angelsächsischen Freiheit. Sie haben dieser Freiheit einstweilen zum Sieg verholfen. Aber es war nur ein Einbruch, ein Einfall. Es wird in Europa doch die deutsche oder die russische Freiheit siegen, die goethische oder die tolstoiische. Diese Jungen in ihren schmalen Särgen, über denen die Flagge ihres Landes liegt, sind gefallen, nach dem Willen ihrer Sender, um Deutschland niederzuschlagen und zu verkrüppeln, aber nach Gottes Willen, um das alte Europa pflügen zu helfen für eine neue gute Saat, die noch nicht aufgegangen ist.

Die Stadt ist im allgemeinen gut gebaut, an manchen Stellen sehr schön und stolz. Aber dann trifft man wieder Straßen und Häuser, die schlimm sind. Man versteht nicht, warum das amerikanische Volk bei seinem hellen, praktischen

Geist und aus seinem starken Sauberkeitssinn heraus nicht dafür sorgt, sein schönes und reiches Land, in welches es so räumig und wohlighineingesezt ist, so schön und rein wie einen Gottesgarten zu machen. In manchen Wohnstraßen, Parks und Universitäten ist es so; aber sonst sieht man überall viel Greuel der Häßlichkeit. Diese verkommenen Wälder, elenden Hauptstraßen, verruchten Reklamen an der Bahn, elenden Bahngebäude, und dies häßliche und schmutzige Dorf der Ziegler, an dem wir vorbeifahren! Aber auch dieser Zustand, so widerwärtig er ist, zumal wenn man den Reichtum und die frische Intelligenz der Bewohner dieses Lands bedenkt, darf doch nicht zu einem leichtfertigen Vorwurf und Tadel gemacht werden; auch er findet seine natürliche Erklärung. Dieses ganze Volk befindet sich noch im Entstehen und in seiner Erbauung. Dies ganze Land, von Meer zu Meer, befindet sich in jener Unruhe und Unordnung der Dinge, die einem Bauplatz eigen ist, ja ihm seine besondere Bedeutung und Würde gibt.

\*

Reading, Pa., 29. Mai 1922.

Vorgestern fuhr der Botschafter mit mir nach dem Weißen Haus. Sechzehnjährige Jugend, die den Präsidenten sehn wollte, füllte die Wege und Zugänge. Wir mußten das Auto verlassen und gingen an dem Gedränge entlang. Als wir nur langsam weiter kamen, wurde der Botschafter von Beamten erkannt, die die Hand hoben und riefen: the German ambassador; darauf machte die Jugend Platz, sah uns mit ernsten, nicht unfreundlichen Augen an, und ließ uns so hindurchgehen. Wir kamen in ein Zimmer, wo andre warteten, und wurden gleich in das große Arbeitszimmer geführt. Ein großer schmucker Mann mit freundlichem und bedeutendem Gesicht. Ich

dankte ihm für die Güte, die er und das amerikanische Volk für die deutschen Kinder gehabt hätten, und gab ihm ein Exemplar des englischen *Jörn Uhl*, auf dem steht, daß es ein weltbekanntes Buch ist. Wir nahmen Platz, und er sprach mit kurzen Unterbrechungen wohl eine Viertelstunde über die Natur und Stellung des amerikanischen Volkes, über die schwierige Lage der Deutsch-Amerikaner während des Krieges, über die große Aufgabe des Friedens, an dem beide Völker nun mitarbeiten wollten. Er hoffe, daß ich, wenn ich nun weiter durch Amerika reiste, nicht allein den Reichtum des Landes, sondern auch seine Mühen erkennte. Darauf sprachen wir noch über den Weg, den ich durch den Westen einschlagen würde, und er gab mir Ratschläge. Darauf gingen wir. Ich hatte nicht alles verstanden, zumal ich überhaupt ein schlechter Zuhörer bin; ich achte immer auf den Redenden und seine Umgebung. So mußte mir der Botschafter einiges wiederholen. Der Präsident war sehr menschlich-freundlich, ja herzlich mit mir. Wir brachten noch einen Tag in der freundlichen Nähe des Botschafters und der übrigen Gesellschaft zu, und fuhren dann hierher.

Ich habe nun, nachdem ich den Osten erledigt habe, bei weitem das Schwerste hinter mir. Es ist ja freilich heikel, daß ich nächste Woche im alten *Bassar College* vor achthundert schönen Amerikanerinnen sprechen soll, von denen nur hundertfünfzig meine Rede werden verstehn können; aber das hat ja auch seine hübsche Seite. Es ist auch schlimm, daß ich bei dem dunklen Erbe in mir immer voll stiller Wehmut bin. Es will mir nicht gelingen, zu glauben, daß ich alle diese Bahnfahrten viele Tage und Nächte hindurch, diese Höhen, welche die Bahnen nehmen, diese zahllosen Autofahrten die Abhänge hinunter, diese jähen Wechsel in Kälte und Hitze, in Essen und Trinken,

und zuletzt die Heimfahrt über das öde Meer überstehe und wirklich heimkomme. Nicht, daß ich mich fürchte — ich habe mich nie im Leben vor irgend etwas gefürchtet —, ich wäre auch zufrieden damit. Was habe ich für ein wohl mühsames und irrendes, aber wunderbares Leben gehabt, wohl das wunderbarste und seltsamste in ganz Holstein! Ich wollte nur, daß Du wüßtest, daß meine Stimmung so ist, und in welcher Weise ich an Euch denke, über nichts verwundert und um nichts verzweifelt; und ich möchte, daß Ihr es Euch so denkt, wenn mich ein Unglück treffen sollte.

\*

New York, 30. Mai 1922.

Von Washington fuhren wir nach Reading in Pennsylvanien, wo wir drei Tage lang in dem schönen Landhause von George D. Horst, einem Holsteiner, zu Gast waren. Er hat in seiner Jugend unter denselben Menschen verkehrt, unter denen ich meine jungen Jahre verbrachte, und wir unterhielten uns lange über die deutsche Jugend. Sie war froh, übermütig, zuweilen leichtfertig, aber in der Tiefe bitterernst. Während mir alle andern Menschen hier mehr oder weniger fremd sind und ihr inneres Leben mir nicht deutbar — wie es ja auch in Deutschland ist, sobald ich den Kreis der Heimat verlasse —, war ich mit diesem Landsmann sehr bald gut bekannt. Er hatte in seinem Lachen noch viel von jenem jugendlichen holsteinischen Übermut, den ich übrigens noch nie dargestellt habe, und in seinen ernstern Anschauungen noch viel von jenem Schillerschen Idealismus, dem wir damals alle ergeben waren, die wir durch eine der tüchtigen holsteinischen Volksschulen gelaufen waren und mitten im Volke lebten, und, ohne Führung von wirklichen, lebendigen Menschen, so häufig in die Irre gingen. Die Ber-

hältnisse in seiner Heimat sind seinem wachen und lebhaften Geist zu eng geworden und er ist in früher Jugend hinter seinen Geschwistern her nach Amerika gegangen, hat mit einem jungen treuen Freund eine Fabrik angefangen, die nun Tausenden Brot gibt, und war 1920 eines der angesehensten Mitglieder der Quäkermiffion, die von Berlin aus die Kinderspeisung schuf, eins der herrlichsten Werke menschlicher Güte und Gemeinschaft. Fabrik und Winterhaus liegen in der Stadt; aber einige Meilen außerhalb ist ein ganzes schönes Tal sein und seiner Verwandten Eigentum, die er nach sich gezogen hat. Er hat dem Tal den Namen jenes Flecks Heide gegeben, auf dem er als Kind in Schleswig gespielt hat. Als ich vor vierzehn Tagen auf einer einsamen Landstraße irgendwo in Illinois stand — unser Auto hatte eine Panne — trat ich an einen der Leute heran, die an der staubigen Straße arbeiteten. Es war ein Deutscher, ein Mann mit weißem Haar. Ich dachte, als ich ihn verließ: „Um mit siebzig Jahren im fremden Land an der Straße zu arbeiten, da hättest du in Deutschland bleiben sollen.“ Wieviel schöner ist Deutschland! Oh, wieviel schöner! Liebes, schönes, altes Land! Aber wenn man ein großes Waldtal im schönen Pennsylvanien mit den Seinen besiedeln und diesem Waldtal den Namen des Heideknülls seiner Kindheit geben kann, dann mag es der Mühe wert sein; wie Hermann Hesse sagt: „Leichter fürwahr ist alle Wanderqual, leichter als Frieden finden im Heimattal.“

Ich vergaß hier zum erstenmal für einige Stunden, da ich unter lauter Holsteinern war, daß ich Heimweh habe.

\*

Wassar College, Poughkeepsie, 1. Juni 1922.

Gestern nachmittag zwei Stunden Fahrt am Hudson entlang zum Bahnhof. Die Vorsteherin des deutschen Depart-

ments, aus altem gelehrtem Geschlecht an der Yale Uni-  
versität, erwartete mich; das Auto, das sie selbst steuert, ist das  
ihre. Eine kleine Stadt . . . Diese kleinen Städte sind im  
Zentrum unsagbar häßlich . . . elende Warenhäuser auf beiden  
Seiten der Hauptstraße . . . allmählich wird es schön und  
immer schöner. Große Bäume, hübsche Gärten, Häuser in  
edler Form darin, zuletzt große, edle eisenbewachsene Gebäude  
in altenglischem Stil, im Quadrat um einen weiten, mit alten,  
schönen Bäumen bestandenen Platz. Das ist der Campus des  
Bassar College, welches sich rühmt, die älteste Frauenuniversi-  
tät der Erde zu sein. Auf allen Gängen und Wegen junge  
Mädchen, sehr leicht und kurz gekleidet, mit und ohne Bücher,  
zu Fuß, auf Rädern, Arm in Arm, unter den Bäumen liegend,  
in dichten Haufen auf allen Stufen der breiten Treppe sitzend,  
in der Bibliothek, wo sie meine Bücher mitten auf den Tisch  
gestellt haben. Es sind hier 1100 Studenten und 120 Lehrer,  
dazu 200 Frauen, die in der Verwaltung tätig sind.

Abends um sieben Uhr gehe ich mit der Leiterin des deut-  
schen Departments in die schöne und große Kirche. Wir  
sitzen vor dem Altar auf Stühlen nebeneinander. Dann sehen  
wir sie durch die weite offene Tür in weißen Kleidern unter  
den alten Laubbäumen im schönen Abendschein herankommen.  
Unter den Bäumen stehen hier und da Wachen und ermahnen  
die, welche noch laut reden oder lachen, daß sie stiller werden.  
Alle solche Gesetze und Einrichtungen haben sie sich selbst ge-  
geben. So füllten sie das ganze Haus, gingen an ihre Plätze,  
und beteten, die Stirn auf den aufgelegten Händen. Dann kam  
paarweise ein Chor und stellte sich hinter uns um die Orgel und  
sang. Dann führte die Professorin mich mit einigen Worten  
ein, sprach von meinen Büchern und meiner Reise; und dann  
stand ich auf und sprach in deutsch etwa zehn Minuten, lang-

sam und deutlich. Obgleich nur ein geringer Teil mich verstand, waren doch alle lautlos und unbeweglich, und sahen mich aufmerksam an, wie ich mit etwas Handbewegen und langsam in meiner ruhigen Weise malte. Nach meinem Vortrag war ein Empfang; und ich stand zuletzt von zwanzig schönen Mädchen umgeben, denen ich von Euch und unserm Haus erzählte, bis der freundliche Präsident der Universität kam und mit mir von Deutschland sprach.

In meiner Schlafstube lagen auf dem Tisch drei Bibeln. Ja, das ist englisch . . . angelsächsisch; das ist nicht germanisch. Und die drei Bibeln konnten denn auch nicht hindern, daß ich germanisch fühlte und dachte. Die Germanen, Deutsche, Holländer, Skandinavier sind ebenso gottesfürchtig veranlagt, wie die Angelsachsen; aber ihre Religiosität ist von andrer Art. In Nebel und hartem Wetter wohnend, glauben sie an das Gute im Menschen in dem Grade, daß sie mehr oder weniger ohne Gottesdienste, Gebete usw. Zugang zum Absoluten finden. Die Angelsachsen dagegen haben das Bedürfnis, gewisse religiöse äußere Betätigung zu tun, für sich selbst und als Beispiel für andere. Je mehr sie nach den Schicksalsläufen ihres Stammes ins Erobern, Handeln und einander Übervorteilen und in das Unterdrücken schwächerer Völker gerieten, desto größer wurde das Bedürfnis, das Leben und Gewissen mit religiösen Formen zu schmücken, zu belehren, zu beruhigen. Allmählich wurde es stumpf und redete von den heiligsten Dingen wie von irdischer Ware. Man höre die reinen, heiligen, transzendenten Begriffe: Freiheit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, Liebe, Menschheit im Munde englischer Staatsmänner. Die Seele klingt nicht mehr mit, so wie eine edle Glocke klingt, in der jedes Teilchen erschüttert ist. Das germanische Christentum, so scheu und zart es ist, ist doch ein reines Flämmchen; das

romanische Christentum ist edel und hat vor allem das Gut der Schönheit; aber das angelsächsische Christentum ist eine Art höherer angelsächsischer Politik. Als ich auf meiner Reise einmal in einer Kirche sprechen sollte, sagte ich, die Gemeinde hätte eben das Lied gesungen, in dem Jesus am Ende jeder Strophe „our friend, unser Freund“ genannt würde. Der Ausdruck wäre allzu gewagt. Es gäbe ein Wort vom Heiland: Wie eng ist die Pforte und wie gedrängt der Weg, der zum Leben führt! Und dann sprach ich von dem übermenschlichen Mut des Heilands, und seiner Angst und Not, und von seinem Wort: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden . . . wie wollte ich, es brennte schon.“ . . . Es ist viel leises Feuerflackern hin und her im amerikanischen Volk; und immer wieder ruft es durchs Land: „Seht ihr den Schein?“, und sie rennen dahin. Aber bisher ist es alles nichts. Strohfeuer, des Laufens nicht wert. Es wird einmal ein gewaltiges echtes Feuer, von dem des Heilands gezündet, durch dies große Volk fahren. Und dann wird sich zeigen, was es dann wirklich ist mit ‚our friend‘.

\*

Providence, N. J., 2. Juni 1922.

Ich spreche hier heute abend vor den Studenten der kleinen Universität, die deutsch lernen, und vor den Leuten deutscher Herkunft. Es gibt hier eine sehr feindliche Zeitung und ich soll vorsichtig sein. Darum will ich heute abend literarisch sprechen, ein Stück deutschen Lebens und Gemütes bringen: Heimat, Kindheit, Meldorf, Husum, Berlin, Dorfpredigten, Regierungsrat Petersen, Freund von Storm, Keller, Heyse und dem Verfasser von Törn Uhl usw. Ich werde ganz einfach und

fast kindlich sprechen, damit sowohl die fremdsprachigen wie die einfachen Geister deutschen Blutes mich verstehn.

Diese Stadt ist ein unruhiges Volksgemisch; denn sie hat einen alten Hafen, in dem früher besonders die kleineren Schiffe zu landen pflegten, deren Insassen aus aller Welt, besonders auch Italiener und Franzosen, gleich hier siedelten.

\*

New York, 9. Juni 1922.

Ich war fünf Tage in den Städten des Staates Connecticut. Das Deutschtum ist da nur klein. Einmal war der Tiefstand der Versammlungen: fünfzig Menschen in einem Biergarten, Karten spielend, nicht aufsehend, als ich kam, der ich dreitausend Meilen gemacht hatte, ihnen von Deutschland zu erzählen. Deutscher Schimmel und Spak mitten im lebensvollen, von Erregung zuckenden Amerika! Wenn ich denke, daß ich an eben solchem Tag in Barlt drei Seiten einer Erzählung schreiben könnte, die nachher von Millionen ernster Menschen gelesen wird und auf sie wirkt, was es wirken mag, so wundre ich mich über die Verwirrung meiner Existenz. Aber da ich nun hierher geführt bin in dumpfen Sinnen wie durch mein ganzes Leben, und doch alles, alles gut gewesen und das Irren fast das beste, so wird auch dies so seine Richtigkeit haben. Zuletzt waren wir in Hartford, wohin wir in zweistündiger Autofahrt kamen, und fuhren in der wunderschönen Nacht zurück. Es war ein großer sicherer Wagen, und wir jagten rasch durch die blaue Nacht. Die Gefahr liegt weniger am eignen Wagen, als an der Leichtfertigkeit irgendeines andern Fahrers. Wir kamen an hundert andern Wagen vorbei und wurden trotz unsrer Schnelle von mehr als zwanzig überholt, die eben sinnlos dahin jagten.

Ich wohnte in den vier Tagen bei dem freundlichen Dr. Arnold in New Haven, der viel für die deutsche Not getan hat, besah auch die Yale Universität, wo ich leider nicht sprechen konnte, weil die Examina schon angefangen hatten, aber von den Professoren sehr freundlich aufgenommen wurde. Dr. Arnold hat eine Bildungsanstalt für Turnlehrerinnen; und ich war am Strande im Feldlager der Mädchen. Zweihundert junge Mädchen in Pumpshosen. Sie brachen ihre Zelte ab und kehrten zum Schlußexamen in die Stadt zurück. Wie ich sie bei der Arbeit sah, erkannte ich, daß in der Rasse, Gesundheit und im moralischen Wert kein Unterschied ist zwischen dieser Schar und einer gleichen in Deutschland. Sie sind wie Schwestern unsrer Mädchen. Und die Brüder dieser Mädchen hatten auch in dieser Hinsicht keine Ursache, über das weite Meer zu fahren, um ihren Schwestern drüben überm Meer Brüder und Männer zu töten. Wie stupide und perfide wird die Menschheit regiert!

Abends aß ich mit ihnen am Tisch. Nachdem Dr. Arnold mich vorgestellt hatte, sangen sie den Willkommensgruß an mich: how . . . you do . . . how . . . you do . . . und wenn ich in Not käme, wollten sie mir beistehen ‚as a man‘. Nachher mußte Dr. Arnold einen Vers singen. Möglich waren sie fünf Minuten lang lautlos. Danach sang jede Klasse ihren Gesang, selbst gemacht; dann die Senioren eine Art Klassenschwur. Alle diese Dinge sind hübsch in Amerika. Aber auf diesem Gebiet haben wir auch in Deutschland in den letzten dreißig Jahren große und gute Fortschritte gemacht.

Hier in New York ist es sehr heiß. Eine Hitze, daß ich zuweilen ein Gefühl der Beängstigung habe. In allen Trinkgläsern ist Eis, alle Räume sind mit Fliegenfenstern versehen, und im Zug sitzen die Menschen in Hemdsärmeln.

Gestern besuchte ich einen Kaufmann in der 22. Etage, mußte aber trotz der Hitze hinauf bis zum 50. Stockwerk, wo wir auf einer weiten Terrasse standen und auf die Stadt hinuntersahen. Es ist sicher ein großer Anblick, grotesk, gewalttätig. Es ist sicher die größte, modernste und wildeste Stadt der Erde zu dieser Zeit. Die Menschheit hat einige Mal so übergroße, überglänzende und übermütige Städte gehabt. Ninive, Babylon, Rom. Sie reizten, quälten und schändeten die Völker, und wurden, als ihre Seele und Kultur leer geworden, von neu aufsteigenden jungen Kulturen zerbrochen. Die nächste ist London, das wird von ganz Europa und Asien gemeinsam besorgt werden. Alle Völker dieser Länder werden unter russisch-asiatischer Führung ihr Gut und Gold, Blut und Ehre von ihm fordern. Und wir hatten gehofft, dies England würde einst Seite an Seite mit Deutschland für die Kultur Europas stehn! Ja, das war von Jugend an unsre schönste Hoffnung! ... Wie wird es dieser mächtigen, strahlenden, aufschießenden Stadt, die nach fünfzig Jahren der Mittelpunkt der Welt sein wird, ergehn? Wenn Gold ihr König sein wird, dann wird sie den Weg der andern gehn. Das ist nicht allein eine Wahrheit Gottes, eine ewige, sondern auch eine weltliche. Daran gingen jene Kulturen zugrunde. Aber nein, ich glaube es nicht. Es lebt irgendwie ein edlerer, reinerer Wille im amerikanischen Volk. Es entsteht hier in Amerika ein neues, helleres, bewußteres Menschentum, ich möchte sagen, ein Volk einer edleren Biologie. In seinem edlen Drang und Willen neulich noch belogen und verführt, ging es übers Meer. Einstmals wird es klug und reif geworden sein; und seine Macht für das Gute, für den hellen Fortschritt der ganzen Menschheit, in die Wage legen.

Morgen fahre ich in zwanzig Stunden nach Marion in

Indiana; es ist wohl eine Fahrt wie von Hamburg nach Genua. Die meisten Leute hier kennen den fernen Westen nicht. Sie sind bis Chicago gewesen und da herum, und nach Europa. Aber Kalifornien haben sie nicht gesehen.

\*

Marion, Ind., 13. Juni 1922.

Ich bin hier in dieser Landstadt von etwa 20000 Einwohnern Gast bei freundlichen Leuten. Die Hauptstraße ist wie in allen kleinen Städten sehr häßlich; aber die Wohnstraßen sind schön. Die Häuser, mit großen Veranden und Fliegensfenstern, sind hübsch und sauber und stehen an breiten Straßen unter dichten Bäumen: Ahorn, Sykomoren, Katalpen, die voll weißer Blüten dolden sind, jedes auf seinem Rasen, ohne irgendein Staket zwischen sich. Es ist hier sehr südlich und heiß; man sieht hier und da kleine Palmen in den Gärten stehen. Die Tomaten, die auf weiten Feldern gebaut werden, sind schon einen Fuß hoch; der Mais schon zwei. Es ist ein schönes Land, auf der einen Seite der Stadt wellig, mit Bäumen bestanden, parkähnlich, auf der andern weite, fruchtbare Ebene, als wenn man durch Dithmarschen fährt.

Gestern nachmittag machten wir eine schöne ruhige Autofahrt zu einer verlassenen und verfallenen Siedelung von Indianern, die hier nun ausgestorben sind. Ihre Farmen sind in andern Händen; in ihre Kirche regnet es hinein, und ihre Grabsteine fallen um. Nicht weit davon steht ein Denkstein am Weg, wegen eines Gefechts von 1812; da hat ihre Kraft wohl den Nest bekommen. Sie haben, erzählte man mir, nach einem Vertrag das Land aufgegeben und sind nach Westen gezogen; manche aber sind, von Heimweh getrieben, zurückgeschlichen

und haben hier am Bache gewohnt und sind hier allmählich zugrunde gegangen. Es ist wehmütig. Sie waren Einwanderer von Westen, von Asien, und waren Menschen von Adel. Sie waren in keiner Weise schlechter als die Einwanderer, die von Osten kamen und sie bedrängten und töteten. Den Einwanderern von Westen ging es so; das war ihr Ende. In ihrer Urheimat, in China und Japan, blühte ihre Rasse; im Klima und in der Weite Amerikas ging sie zugrunde. Wie wird es den Einwanderern von Osten in diesem Amerikaklima gehn? In ihrer Urheimat, in Europa, blühten sie. Werden sie auch im amerikanischen Klima blühen? Was hier jetzt an Menschheit lebt und wogt, ist in erster oder zweiter Generation noch europäisch. Europäer, nicht Amerikaner haben diese Städte, Bahnen und Fabriken gebaut, und haben diese ungeheuren Felder gepflügt und gerodet, und Farmen errichtet. Was die wirkliche, eingeborene, nach hundert, nach zweihundert Jahren dem Klima und dem weiten Land angepasste amerikanische Menschheit sein und leisten wird, weiß kein Mensch. Es gibt Leute, die sagen: sie werden die Führer der ganzen Menschheit sein; es gibt aber ebenso kluge Leute, die sagen: es wird ihnen gehn wie denen, die sie verdrängt und getötet haben.

Gestern abend hörte ich noch eine Weile einem Redner der Heilsarmee zu, der an der Straßenecke stand; dann trat ich noch in eine Methodistenkirche, die voll von Blumen und Kino war. Danach haben wir bis in die Nacht von Deutschland gesprochen. Immer von Deutschland.

Ich freue mich herzlich über Eure Briefe. Ihr schreibt sie genau so, wie ich sie wünsche. Indem Ihr mir erzählt, was Ihr seht und erlebt, erlebe und sehe ich mit Euch alles, was ich liebe.

\*

Marion, Ind., 14. Juni 1922.

Gestern fuhren wir in der andern Richtung aus der Stadt einige Stunden lang, und kamen zu einem andern Indianerkirchhof, der auch verfallen ist. Da stand auf einem Steine, daß Francis Socum 1776, fünfjährig, von ihres Vaters Farm in New Jersey verschwunden wäre. Dreißig Jahr später kommen Jäger von dort in diese Gegend von Marion — die Landschaften liegen so weit auseinander wie Holstein und Tirol — und sprechen mit der Frau eines Indianers, und entdecken, daß sie die Verschwundene ist. Ihre Brüder kommen und wollen sie wieder mit nach Hause nehmen, aber sie will nicht. Sie soll gesagt haben: „Ich bin als eine Blüte gepflückt worden; ich kann als Baum nicht verpflanzt werden.“ So liegt sie denn nun unter den Indianern, ihren Lebens- und Weggenossen. Das Grab liegt gut auf einem Hügel, der zum Fluß hinabgleitet. Dies Land war und ist noch heute ein Land des Wanderns, des Ankommens, Weiterziehens und des Heimwehhabens. Sie sind alle Franz und Francis Socum und wissen es nicht. Ein Volk in der Völkerwanderung. Was hat das Volk Europas erlebt seit der Völkerwanderung, seit sie sich notdürftig zurecht schoben und rückten! Was für Begebenheiten! Was für Nöte! Kaiserreich . . . Reformation . . . Bauernkrieg . . . Dreißigjähriger Krieg . . . Trennungen . . . Zusammenschlüsse . . . Napoleon . . . Dies amerikanische Volk meint, es wird ohne Störungen in seiner Blüte wachsen. Das ist ein Irrtum. Dies Wandervolk wird noch viel Schweres und Buntbes lebend, ehe es sich nach Boden, Klima, Rasse und Schicksal zurecht geschoben hat, und das wirklich geworden ist, was es jetzt zu sein glaubt: vereinigte Staaten und Völker. Sie haben Striche mit einem Lineal gemacht, hin und her

durchs Land, und sagen: „Das sind die Staaten . . .“ Nach Jahrhunderten wird die Geschichte krausere Striche gemacht haben.

Ich bin täglich stundenlang draußen, in einer Landschaft, die der Dithmarscher nicht unähnlich ist, nur daß alles noch üppiger ist und die Sonne brennender. Vor achtzig Jahren war diese ganze Landschaft von Indiana und weiter westwärts, so groß wie der ganze Staat Preußen, ein einziger Wald, Baum an Baum, hoch, und drunter nichts als der Blätterfall von tausend Jahren. Da kamen die jüngeren Farmersöhne von Ohio und Kentucky und nahmen sich jeder sein zugemessenes Teil und töteten die Bäume, und gingen wieder in die Heimat zurück. Nach sieben Jahren kamen sie wieder; da lagen die Bäume und waren im Vermodern. Da bauten sie ihre Blockhütten, jeder auf seinem Feld, und halfen mit Art und Feuer nach, und legten Maiskörner zwischen die liegenden Stämme. Und jetzt liegt Farm an Farm und bei jeder liegt noch ein Wäldchen, etwa einen Hektar groß, in dem die Schweine ihr Reich haben. Die Farmhäuser sind klein und schmal und von Holz, ohne Scheune. Um das Haus stehen kleine Hütten, bis zu zehn und zwölf, für Maschinen, Kohlen, Hühner, Rinder, Mais; mitten dazwischen steht oft noch das alte Blockhaus, das vor achtzig Jahren die Wohnung des ersten Siedlers war. Die Familie des ersten Siedlers sitzt aber ganz selten noch auf derselben Landstelle; sie ist weiter gezogen. Eines Tages ging ein neues Geschrei durchs weite Land: „Oregon“, oder: „Kalifornia“! Ein einziger Schrei der Hoffnung, des Glücks! Da spannten sie die vier Pferde vor den großen Wagen; der Hund lief zwischen die Räder, die Kuh wurde hintenan gebunden; die Kinder zu Pferde beschloßen den Zug . . . so zogen sie westwärts weiter. Wenn sie einmal in diesem

Land eine Heimat haben, fühlen, was Heimat bedeutet und Heimatart, dann werden sie ein Volk sein. Nein . . . erst Völker, und danach ein Volk.

Die Landwirtschaft ist, verglichen mit der in Nordeuropa, sehr extensiv; ein einziger Mann bearbeitet mit Maschinen eine Farm von fünfzig Hektar. Nicht der größte Ertrag, sondern die billigste Arbeit ist die Hauptsache. Denn die Erzeugnisse sind billig und die Arbeitskräfte selten und teuer, und meistens gar nicht zu haben; denn einen Landarbeiterstand wie in Nordeuropa gibt es in Amerika nicht. In vielen Gegenden fassen aber in den letzten Jahren die Frauen mit an, um den Ertrag zu erhöhen. Sie treiben Hühnerzucht oder arbeiten mit auf dem Felde. Es ist nicht mehr so das wilde Reissen und Rauben von den Äckern. Der beste Boden ist in festen Händen und teuer; der geringere Boden der östlichen Staaten, der von seinen westwärts gewanderten Farmern verlassen, jahrzehntelang öde lag, wird nun wieder bebaut. Kurz, die agrarische Besiedelung der Vereinigten Staaten ist im großen und ganzen geschahn. Freilich, durch Intensivierung und Melioration wird noch ungeheuer viel geschahn. Wieviele Äcker, die ich sah, konnten dreimal soviel hervorbringen! Wieviele Meilen lang habe ich roheste Weide gesehen! Welche Möglichkeiten gibt die Verieselung des ungeheuren Westens!

Ich hatte hier zehn gute Tage. Vormittags war ich auf der Farm und stand unter Regern oder in einem kleinen Klee-feld oder bei der Schweineherde, oder im Laden einer kleinen Farmerstadt; nachmittags fuhren wir irgendwohin über Land. Gestern waren wir bei einer amerikanischen Arzt-familie, wo man dann immer sehr freundlich gegen mich ist. Aber meistens sind wir abends allein und reden von Deutschland.

Auch hier in dieser kleinen, rein amerikanischen Stadt sind einige meiner Bücher in der öffentlichen Bibliothek.

\*

C o l u m b u s , D., 22. Juni 1922.

Im Zug sprach ich mit einem älteren Mann, der sah genau so aus wie ein Bauer aus unserem Dorf; er war aber aus alter Familie Neuenglands. Man kann es ganz deutlich an den Gesichtern sehn, wie es ganz dieselben Leute sind: der Bauer in Niedersachsen und die Minister vom Hof Heinrichs VIII., die Holbein gemalt hat, und dieser Yankee im Zug. Von dem Dorf Windbergen in Dithmarschen nach London, und von London nach Pennsylvanien: das war der Weg eines Volkes. In den amerikanischen und englischen Schulen lehrt man, daß die Angelsachsen mit Kind und Regel ausgewandert seien. Das ist nicht wahr. Die Angelsachsen wohnen noch in Norddeutschland bis nach Danzig, und in England und in Amerika; und darum achteten und liebten wir England und Amerika und fühlten uns ihm ähnlich und nah, und dachten an ewiges Zusammengeh'n.

Ich kam mit dem Mann in ein Gespräch von schweren englischen Sätzen. Er sagte: „Deutschland hat den Krieg verschuldet.“ Es ist ein würdiger, schmucker Mann mit klugen Augen. Ich: „Wie seltsam, so etwas zu sagen! Das ist ja nur eine Behauptung, es ist ja keine Wahrheit.“ Er versteht mich nicht. Ich: „Es ist doch nur Gerede von gewissen Leuten, die interessiert sind; es ist doch keine objektive Wahrheit. Wie kann ein Mann von Ihrer Klugheit und Würde ein Straßengerede und objektive Wahrheit verwechseln?“ Er: „Ich war 1909 in Wien. Da sagte mein dortiger Freund, ein Beam-

ter: „Ich muß heute abend nach dem Bahnhof; der deutsche Kaiser kommt heimlich nach Wien.“ Sehen Sie, da hat er den Balkankrieg vorbereitet. Der deutsche Kaiser ist schuld am Krieg!“ Ich: „Ihr Freund in Wien ist ein Ausschneider und eitler Prahler gewesen. Es ist technisch ganz und gar unmöglich, daß der Kaiser von Deutschland heimlich nach Wien reist. Im übrigen ist leicht zu beweisen, daß Wilhelm II. nach seiner ganzen Natur nichts mehr fürchtete als einen Krieg.“

Aber was hilft all solch Reden gegenüber einem Amerikaner! Ja, was wird es helfen, wenn einst jeder gebildete Amerikaner empfindet, daß das deutsche Volk wohl eine ungeschickte Politik gemacht hat; aber viel weniger Schuld am Krieg hat als seine Feinde? Das amerikanische Volk empfindet anders. Das deutsche Volk ging in Not und Tod und Untergang, um die Versprechungen seines Führers, seines Kaisers zu halten, die er dem Bundesgenossen gegeben hatte. Das deutsche Volk ist nicht, wie seine Feinde behaupten, treulos, sondern stirbt um Treue. Aber das amerikanische Volk vergißt die feierlichen Versprechungen seines Repräsentanten, auf die wir, als Deutsche, uns verließen, und vergißt das Volk, das um seinetwegen in Schmach und Schande, Hunger und Qual liegt.

Es hilft uns niemand in der Welt, am wenigsten das amerikanische Volk, das uns in edlem Irrtum erwürgt hat, und uns dann, nachdem es uns durch Versprechungen wehrlos gemacht, den Schindern überläßt. Es hilft uns ganz allein unser eigener kalter, kluger Wille, der unsere eigenen und andere Kräfte in Bewegung setzen wird. Wer in Deutschland noch ein Kommunist oder Pazifist ist ... gut ...; aber er muß wissen, daß er will, daß wir ein Lamm unter einem Haufen

wilder Tiere sein sollen. Er muß wissen, daß er Schmutz, Tuberkulose, Hunger und Sterben seines Volkes will.

Gestern abend um zwölf Uhr, als ich endlich allein war, saß ich noch einige Zeit am Fenster, und sah vom 10. Stock auf die Straße der fremden Stadt hinab. Nach einigen Minuten sehe ich nur noch mit den leiblichen Augen; mit den geistigen sehe ich Euch und bin in der Heimat. Es sagte mir jemand hier von Ruhm, den ich hier einheimste. Ich lese kein Wort davon und sehe es nicht; es ist ganz wertlos für mich. Ich gehe hier gedankenvoll, kopfschüttelnd, mich wundernd durch ein Volk voll Kraft und Leben, ungeheuren edlen und unedlen Mühlen, und hoffe nur, daß ich mein Dorf wieder erreiche, daß ich wieder in meine Welt komme.

\*

Saint Louis, Mo., 23. Juni 1922.

Wir sind die ganze Nacht durch gefahren. Um sieben heute morgen stolperte ich durch vier lange mächtige Wagen voll von aufstehenden Menschen jeden Geschlechts und Alters ... wallende Vorhänge ... ein Stiefel ... ein Bein ... ein Kinderweinen, alles im selben Wagen; und der Neger mit ernstem Gesicht sorgt für alles. Wir fuhren durch weite Weizenfelder, die in Hocken standen; einer mähte noch mit vier Maultieren. Auf manchen Feldern sieht man noch die zahllosen Stellen, wo die gewaltigen Baumstämme des Urwaldes verwesten. An den Abhängen waren Weinpflanzungen. Kurz vor der Stadt fuhren wir auf einer großen hohen Brücke über den Mississippi, der seine lehmgrauen Wellen träge vorwärts schob.

Eben haben wir auf dem Dachgarten gegessen, auf dem

16. Stock: weißblaue Segel über uns, alle Tische mit Blumen umstellt, alle Menschen in flottem Weiß und mit Blumen, wunderbare Hüte, Windfächer; ein leiser Wind spielt mit allem. Nun sollen wir eine Fahrt in die Stadt machen, die in Gluthitze liegt. Es ist zehn Uhr und es sind schon 80° Fahrenheit. In jedem Zimmer ist Eiswasser und von den Wänden wehen große elektrische Fächer. Kein Mensch trägt eine Weste; die meisten laufen in Hemdsärmeln. Es fiel mir auf, daß der menschliche Schatten ganz anders ist als in Barlt; er ist um zehn herum keine drei Fuß mehr lang. Wir sind hier wohl auf der Höhe von Tunis. Es ist eine glänzende, weite Stadt. Es ist wundervoll, wenn wir so abends, aus irgendeinem Hause kommend, durch die strahlenden, erleuchteten, breiten Straßen fahren, die mit Öl geglättet sind, zwischen vielen hundert andern Autos vorbei.

\*

Saint Louis, Mo., 25. Juni 1922.

Man zeigt mir die breite Treppe, auf der 1865 noch Neger-  
sklaven verkauft worden sind. Bis 1865 war Aussicht vorhanden,  
daß die Negerfrage durch Vermischung mit europäischem Blut  
erledigt würde, aber seit jenem Jahr ist in den Südstaaten  
die Scheidung und der Haß unüberwindbar. Auch ist ungefähr  
seit derselben Zeit kein Mangel mehr an weißen Frauen. So  
sind die Neger eine Rasse für sich und bleiben es wohl auch.  
Man erkennt zwar in auffallender Weise die Beimischung euro-  
päischen Blutes. Viele Neger, ja, die meisten, sehen aus wie  
schwarzgefärbte Niedersachsen oder Franzosen, oder Yankeees  
oder Spanier, je nach dem Blut, das in ihnen gemischt ist;  
aber im Gemüt und in den Augen des amerikanischen Volkes  
sind sie Neger und nichts weiter. Die Klust ist gewaltig und

da ist keine Brücke. Die Neger sind noch kirchlicher als die Weißen, ihre Gesänge sind anders. Auf ihren camp meetings ist lautes Singen, heftiges Beten, gewaltiges Befehren. Plötzlich haben sie den Heiland gesehen. Großer Jubel auf den Knien. Sie sind meistens methodistisch oder baptistisch. Ein großer Prophet, der in unruhiger Zeit unter ihnen aufstände, könnte den Südstaaten viel zu schaffen machen. Und beides wird einmal kommen, die unruhige Zeit und der Prophet. Denn der König von Amerika, der Dollar, ist ein Herrscher, unvorsichtiger als europäische Könige.

Gestern abend saßen wir auf einer riesigen Veranda, die bastionsartig über dem weiten, weiten Land liegt. Der Mississippi floß östlich von uns; nach Westen, wohin wir sahen, lag das Land unterm Sternenhimmel, und einige Sterne leuchteten so grell aus tiefer blauer Höhe, daß ich deutlich das Gefühl des fremden Himmels hatte. Mein Nachbar deutete nach Süden und erzählte mir, daß dort, nicht allzufern, in den Bergen, schon das „weiße Gesindel“ wohne, wie die Neger höhnisch sagen, weiße, von südlicher Sonne schlaff gewordene Leute, die arm und unordentlich dahin leben, von ein wenig Jagd sich nährend.

Wir aßen Froschschenkel, die so groß wie Rückenbeine waren.

\*

Saint Louis, Mo., 26. Juni 1922.

Ich lese jeden Tag in irgendeiner großen amerikanischen Zeitung die dürftigen und oft falschen Nachrichten, die darin über Deutschland stehn. Als wir gestern in einer Straße standen und eine Zeitung kaufen wollten, liefen die Zeitungsträger vorüber und riefen: Rathenau killed . . . Es ist ein Jammer! Dieser vornehmste Kopf in Deutschland — man sah

es äußerlich ganz deutlich; es gab keine drei solcher Schädel in Europa —, von den engsten und versteinertsten Gehirnen im Land zerschmettert! Aber so ist es immer in der Menschheit gewesen, auf Golgatha, und vor- und nachher. Bin ich ein nüchterner Niedersachse in Deutschland, oder nicht? Habe ich gute Augen oder nicht? Nun, so habe ich gesehn, daß er einer der klarsten und kühnsten im ganzen Lande war. Er war weit davon entfernt, Schande geduldig zu ertragen.

Die Versammlung gestern verlief gut. Charles Nagel, der gewesene Minister, der hier zu Hause ist, führte mich ein. Er hat seine Jugend vor sechzig Jahren in Texas verlebt; statt Kirchenglocken hat er das Geheul wilder Tiere gehört. Dann hat er, noch ein Kind, mit seinen Eltern zu Pferde nach Norden fliehen müssen, um das nackte Leben zu retten. Nun ist er einer der angesehensten Anwälte im Land. Nach ihm sprach ich . . . recht lange und recht frisch. Die katholische Zeitung hatte mich wegen meiner Freigeistigkeit angegriffen; aber der große Saal war doch fast voll. Nachher saßen wir noch in dem großen und schönen Haus des Ministers bei einer guten Männerunterhaltung.

Kathenau! Es wird in einem Angriff auf mich darauf hingewiesen, daß ich vor meiner Reise bei Kathenau gewesen wäre und daß er mich für die demokratische Partei eingefangen hätte. Was so ein beschränkter Kopf für eine Ansicht von mir hat! Und was Kathenau angeht: wie klein und jämmerlich gedacht! Als wenn er ein kleiner Parteimann gewesen wäre, überhaupt ein Parteimann! Kathenau war ein klarer mächtiger Geist, mit dem über alle großen Menschendinge zu reden eine hohe Freude war. Und über andre haben wir nicht geredet. Er war auch ein tapferer Mann, und die, welche meinen, daß er Schande nicht fühlte und Schande dauernd ertragen

konnte und vor großen mutigen Taten bange war, irren sich gründlich. Seine Meinung war das: Weil dieser Krieg mit einem sinnlosen Frieden beschlossen ist, werden neue Kriege aus ihm hervorgehn. Wenn aber die Zeit für die Noths noch nicht da ist — jedenfalls zeigt sich keiner — so muß ein Stein und Hardenberg da sein. Er war unser Hardenberg; und er war mehr als Hardenberg. Er war ernster und mutiger. Das ist mein Eindruck von ihm. Man wird mehr und mehr so über unsern Toten urtheilen, und darin wird der Segen seiner Erscheinung und seines Todes liegen. Ich erinnere mich in dieser Abendstunde, da einer unsrer Besten in seinem Blute liegt, daß einige übernationale Zeitungen für die Männer, welche die Regierung unsres Landes übernommen haben und sie in täglichen, sachlichen, patriotischen Mähen und Sorgen führen, nichts weiter haben als Verleumdung und Hohn. Wie sind jene jungen Menschen dazu gekommen, an einem dieser ehrenwerten patriotischen Männer zum Mörder zu werden? Sie sind von jenen Zeitungen und Menschen von Kindheit an belogen und betrogen worden, das ist es. Von Kindheit an hatte man ihnen gesagt: Es gibt nur einen deutschen Patriotismus: das ist Hohenzollern und Reserveleutnant der Hohenzollern. Man hat ihnen vorenthalten, daß es noch einen andern, noch edleren Patriotismus gibt: den des Schillerschen und Goetheschen deutschen Menschen. Oder ist dieser Patriotismus weniger vaterlandsliebend, weniger ehrbewußt, weniger liebe- und haßbegabt? Haben die demokratischen Völker im letzten Krieg weniger auf die patriotische Ehre gehalten als die monarchischen, weniger tapfer gekämpft als sie? Würden die Schweizer, die Holländer, demokratische Völker, ihr Land und ihre Ehre weniger tapfer verteidigen? Diese Mörder Rathenaus sind arme belogene und betrogene Menschen. Die eigent-

lichen Mörder, ihre feigen und stupiden Lehrer und Verführer, werden eine Zeitlang geduckt und mit zusammengekniffenen Augen, ängstlich nach der Straße horchend, an ihren schmutzigen Schreibtischen sitzen; und dann, wenn sie merken, daß ihr Leben nicht bedroht ist, werden sie fortfahren, junge Menschen zu verengen und zu finstern Verbrechen zu verführen. Aber was schadet das? Laß sie! Sein Leben ist doch groß gewesen und hat groß geendet. Er ist für das Land gefallen, einer der Besten unter all den Tapfern, die in den Schlachten und Schützengräben für Deutschland und für das zukünftige bessere Europa, und also für die Menschheit und für Gott gefallen sind.

\*

Fort Wayne, Ind., 27. Juni 1922.

Ich besuchte hier die Witwe von T. W., um ihr die Grüße unsrer Freunde zu bringen. Sie wohnt sehr behaglich; die Bilder der alten Dithmarscher Bauern und ihrer Frauen mit den so bekannten Gesichtern hängen an den Wänden. Sie erzählte, daß ein Medium zu ihr käme, das ihr mit Hilfe eines Trichters, den sie uns zeigte, den Verkehr mit ihren Toten vermittelte. Sie erzählte uns auf unsern Wunsch, welche Fragen sie an die Toten stellte und was jene antworteten, und wir stellten aus ihrer Erzählung fest, daß das Medium klug genug war, die Jenseitigen nicht allzu alltäglich fühlen und sprechen zu lassen. Wieviel diese Sitzungen ihr kosteten, sagte sie nicht.

Es ist hier überall, im ganzen weiten Land, ein überaus reges religiöses Leben. Die Kirchen sind am Sonntag sehr besucht und an Wochentagen der Mittelpunkt des ganzen gesellschaftlichen Verkehrs der Mitglieder. In den Städten kann man wohl fast an jedem Abend an irgendeiner Straßen-

ecke einen Redner hören, der seinen Glauben verkündet und eine Schar ernster Zuhörer findet. Da die Schule keinen religiösen Unterricht gibt, ist dieses ganze Gebiet jedem klugen und törichtem Glauben und Meinen preisgegeben. In einer kleinen Stadt, in der ich mich einen Tag aufhielt, war am Südennde ein Quacksalber-Ehepaar, das mit Hilfe einer größten Negertruppe eine Patentmedizin verkaufte; sie waren von 100 Autos und 1000 Menschen umlagert; aber am Nordende predigten in einem Riesenzelt sieben oder acht Geistliche, einer den andern ablösend, ein sehr massives, orthodoxes Christentum, und riefen Tod und Teufel auf die Köpfe herab, die zu hunderten lautlos dasaßen. „Ist es wahr, was ich sage . . . dann zeigt eure Hände!“ Und alle Hände hoben sich. Als wir weiter gingen und durch die Hauptstraßen kamen, standen da am Straßenrand in bunten Uniformen vor aufgestellten Bildern Werber für die Armee.

Die Wohnstraßen sind meist hübsch, oft wunderschön. Ja, als hätte die Menschheit schon alle ihre Irrtümer hinter sich und die Erde wäre ein Garten Gottes. Keine Einfriedigungen, schöne Rasen, reine Fußsteige, feine, meist schlichte Häuser unter oft vier Reihen hoher Bäume, in deren Schatten diese Menschen wohnen. Nach einem nicht allzuharten Tagewerk sitzen sie abends beim Schein des Lichts in ihren breiten, niedrigen Veranden in Schaukelstühlen oder in der Schwinge, die in Ketten von der Decke hängt. Es ist im ganzen Tal des Mississippi eine feuchte, heiße, glühende Sonne.

\*

Davenport, Ia., 3. Juli 1922.

Gestern machten wir eine ziemlich weite Fahrt am Mississippi entlang und dann über die Brücke in Illinois hinein.

Untermwegs bestiegen wir eine Anhöhe mit weitem Ausblick, wie über das Thüringerland. Von diesem Punkt aus soll der Indianerhäuptling „Schwarzer Habicht“ die Annäherung der Feinde beobachtet haben; jetzt war die Stelle ein unschöner Vergnügungspark für die umliegenden Städte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Trümmer der alten Mississippibrücke, über die vor einem halben Jahrhundert die Tausende Holsteiner und andere Niedersachsen in das Land Iowa gezogen sind. Aus unserm Dorf sind wenigstens zehn Familien über diese Brücke gezogen. Ihre Kinder, nun Grauköpfe, reden noch zuweilen am Abend von Deutschland, das sie auf dem Arm ihrer Väter und Mütter verlassen haben oder davon die Mütter ihnen erzählten, wenn es Feierabend war; ihre Enkel aber sind Amerikaner. Die Leute von Davenport sind zu Zweidrittel aus Schleswig-Holstein und Mecklenburg; die meisten können so, wie sie aussehen und gehn, in Meldorf und Barlt herumlaufen, und ich stelle mit Verwunderung fest, daß diese norddeutschen Menschen englisch reden. Die Jugend, in jeder Bewegung und jedem Ausdruck noch niedersächsisch, fängt schon an, den morgigen großen Festtag, den Erhebungstag, zu feiern. Ihre Helden sind Washington und Lincoln. Von denen haben sie in der Schule gelernt. Deutschland ist ihnen ein Reblland, ein Traum, den Großmutter träumte. Du erinnerst Dich, daß ich von meiner Kindheit an begehrte, die Häuser zu sehen, die sie gebaut haben, und die Äcker, die sie gepflügt haben, und sie selbst. Ich bin zwanzig Jahre zu spät gekommen, ich finde nur ihre Gräber. Vor vierzig Jahren war Davenport fast eine deutsche Stadt; jetzt sind nur einige Tausend Grauköpfe noch deutsch. Und dann der alte Kirchhof, über den wir zweimal gestolpert sind.

Wir kauften die „Abendpost“, die Chicagoer deutsche Zei-

tung, die auf dem Pflaster lag, mit einem Stein beschwert, weil Wind wehte. „Der Pastor von Poggsee“ wird darin abgedruckt. Der liegt hier nun im Staub der Straßen, am Weg des amerikanischen Volkes. Es ist mir alles unglaublich und wunderbar.

\*

Davenport, Ia., 4. Juli 1922.

Der Saal, eine alte Turnhalle, war sehr voll und sie standen bis an die Türe und in den Türöffnungen. Als ich von hinten her herein kam, sah ich viele breite Rücken, alle ohne Jacken und Westen, im Hemd; aber den breitesten Rücken und die breitesten Hosenträger hatte Jan Witt, der in dem Haus, das in unserm Garten stand, aufwuchs und vor vierzig Jahren auswanderte. Nach meiner Rede stand er und viele andre um mich, und es gab eine große und lebhafte Unterhaltung in Plattdeutsch. Ein Sohn vom alten Sas sagte, ich hätte ihm vor zwanzig Jahren versprochen, ich wollte ihn einst hier in Davenport besuchen. Er wanderte damals nach hier aus. Heute abend werde ich dies Versprechen wahr machen. Wir sind hier auch in freundlichem Verkehr mit den alten vornehmen Familien, den Nachkommen jenes Advokaten Clausen aus Heide, der zu den Führern von 48 gehörte. Sein Enkel, der Bürgermeister ist, führte mich ein, und seine Schwester, eine vornehme, niedersächsische Erscheinung, fährt uns in ihrem Auto.

Sie haben mir die Stadt gezeigt. Diese Städte sind alle einander gleich. Was sie zu zeigen haben, ist ein schöner Park und hübsche Spielplätze. Da ist nie ein Haus, ehrwürdig durch seinen großen Bewohner, nie eine Erinnerungsstätte, durch eine große Volksstunde geweiht, nirgends eine Kirche, um welche der ganze Weg des Volkes wittert, nie ein Stück großer,

edler Kunst, und nirgends eine gemütliche Wirtsstube. Sie sind Gegenwartsmenschen, von der Gegenwart fortgerissen, immer grade im Aufstehn begriffen, bereit zur Wanderung, und haben noch keine Zeit für die Ruhe und Schönheit. In keiner Beziehung. Auch in Religion nicht, auch nicht in ihrem Urtheil. Wie muß diesen Menschen, denen allen diese Erde keine Heimat ist, das Herz aufgehn, wenn sie durch England, Holland, Deutschland, Italien reisen, und Menschen sehn, die in der Heimat ruhn.

Wir waren in der großen Lehranstalt der Chiropiraktik, die von dem Glauben ausgeht, daß die meisten Krankheiten von einer irgendwie verletzten oder bedrängten Wirbelsäule herühren. Es lagen da Hunderte mit entblößtem Oberkörper auf dem Bauch, und andere, die Studenten, tasteten ihnen das Rückgrat ab und gaben ihnen an der Stelle, wo ihnen eine Verschiebung vorzuliegen schien, einen tüchtigen Hieb mit der Handkante. Die Wände der großen Gebäude waren mit allen möglichen klugen und weniger klugen Sprüchen bedeckt. Wer da mit oder ohne Vorbildung achtzehn Monate studiert hat, darf sich in einigen Staaten Doktor nennen, in andern wird er, wenn er es wagt, eingesteckt. Ich hörte einmal eine Mutter hier im Land zu ihrer Tochter sagen: „Religion und Glaube hat noch niemals einem Menschen geschadet.“ Oh doch! Wie mancher Glaube hat schon einem Menschen geschadet! Wenn der Glaube nämlich klein und schmal war. Dies ist so ein schmaler Glaube . . . so ein Zwerg von einem Glauben. Man muß in allen Dingen nicht an Fliegen und Mäuse glauben; man muß an Löwen und Adler glauben. An das große heilige Gute muß man glauben, für alle Menschen und alle Zeit.

Maſon City, Ia., 9. Juli 1922.

Wir fahren von Davenport nach Gladbrook, mitten in Iowa, wo viele Deutsche wohnen. Es ist ein kleiner Ort mit hübschen Wohnstraßen; auch die Arbeiter wohnen in schmunken, saubereren Häusern unter Bäumen. Alle Straßen in allen Städten sind rechtwinklig zueinander, wodurch das Ganze für den Europäer etwas Eintöniges hat. Ich wohnte bei freundlichen Dithmarschern und sprach in der evangelischen Kirche innerhalb des Gottesdienstes, und danach in der Methodistenkirche, und ging in viele Häuser. Wir machten den Versuch, eine Indianersiedlung zu erreichen; aber obgleich wir die hinteren Räder des großen Autos mit Ketten umgeben hatten, mußten wir doch wieder umkehren; die Wege waren durch Regen allzu aufgeweicht.

Von Gladbrook fahren wir einige Stunden nach einem andern Städtchen, von wo meines Veters Kinder mich abholen wollten, um uns nach ihrer Stadt zu bringen. Als ich da in der Hauptstraße stand und nach ihnen ausah, sah ich sie in der Ferne kommen und erkannte sie gleich, obgleich sie hier im Lande geboren und ich sie nie gesehen habe, an ihrem Gang und ihrer Haltung. Es sind große, schmutze Menschen, ganz wie die Vetter in der Heimat. Wir fahren dann mit ihrem Auto in ihre kleine Stadt Keystone. Ich habe an diesem Tag fünfmal essen und mit hundert Menschen reden müssen, in Häusern, auf der Straße und in Läden.

\*

In Iowa unterwegs.

Die Volksschule ist in den Händen von jungen Lehrerinnen. Sie sorgen freundlich und mütterlich für die Kinder;

in diesem Allerwichtigsten ist die amerikanische Volksschule gut und groß. Bei wie vielen Lehrern in Nordeuropa fehlt es in diesem! Aber die jungen Mädchen sind oberflächlich gebildet und lehren, nach der Natur des Weibes, stark subjektiv, gefühlsmäßig. Sie drängen mit hitziger Überzeugung darauf, daß die Schüler den spezifischen amerikanischen Charakter bekommen. Es fehlt der amerikanischen Schule, was die von Männern geleitete nordeuropäische als das wichtigste ansieht: das Streben nach objektiver Wahrheit. Die amerikanische Schule will den tüchtigen, fairen, mutigen, die Zukunft anlächelnden Amerikaner erzeugen, die nordeuropäische den wahrhaftigen Menschen. Die objektive Wahrheit, die wir Nordeuropäer, wir Protestanten, für das Höchste und Heilige halten, hat überhaupt nicht das erste Wort in Amerika. Ja, sie muß sich ganz offenkundig vor ihrer kleinen, ach so kleinen Stieffchwester, der amerikanischen Wahrheit, verbergen. Das geht bis in die Universitäten hinauf. Wir kennen das ja auch in Deutschland; aber hier ist es schlimmer. Wenn ein Professor an einer Universität aus alter Familie ist und die Verfassung und die politischen Zustände lobt und in die Kirche geht, und dann und wann über die Zukunft Amerikas die größten Dinge sagt, dann ist er ein angesehener Mann; aber religiöse Gleichgültigkeit und Atheismus, Sozialismus, Evolutionismus und Kritik sind hier anrühige Dinge, und beschweren den Lebensweg eines Gelehrten und jedes anderen Mannes. Die amerikanischen Schulen bis zur Universität hinauf und die amerikanischen Bürger sind nicht so frei wie die nordeuropäischen.

Ich habe nun, da ich hier an Ort und Stelle, mitten in Iowa, die zweite und dritte Generation gesehen habe, einen kleinen Begriff von dem ganzen Verlauf . . . Vor etwa fünfzig Jahren kamen sie in Scharen aus Niedersachsen, die meisten

junge Menschen, viele ledig, viele eben verheiratet, fast alle aus ganz armem Stande: Knechte, Mägde und Tagelöhner der großen Bauern und der noch härteren adligen Gutsherren, über die lange, schmale Brücke des Mississippi. Ein Wagen und zwei minderwertige Pferde gekauft . . . unterwegs Tage und Nächte . . . Da ist der Platz! Von diesem Pfahl bis zu jenem ist dein . . . So um dreißig Hektar Land! . . . Land! Eigene Erde! . . . Die Regierung da drüben, die dumme, die Regierung für die Besitzenden im Volk, nicht für das ganze Volk, wollte ihnen kein Land geben, wollte und mochte auch kein Kolonialland schaffen. Nun hatten sie Land! Sie schlugen ein elendes Holzhaus zusammen, kauften einen Pflug, eine Egge, eine Kuh. Alles auf Borg. Sie arbeiteten vom Morgengrauen bis in die tiefe Nacht. Sie arbeiteten und sorgten immer. Sie kümmern sich nicht um die Verwaltung der Landschaft, nicht um die Regierung des Landes, nicht um das neue Volk, den neuen Staat. Sie dienten den dreißig Hektaren; sie wurden Sklaven dieses Stückes Erde. Sie arbeiteten sich dumm und dumpf darauf. Die Kinder wuchsen heran, gingen in die Schule. An jedem vierten Quersweg — alle die Wege gehen rechtwinklig und gleich weit auseinander — steht ein Schulhaus. Die Lehrerin, ein halb gebildetes, flüßiges Menschenkind, das an Heiraten denkt, wohnt irgendwo bei einem Farmer. Sie lernen englische Sprache und etwas Schreiben und Rechnen, und hören etwas Geschichte. Die Weltgeschichte fängt mit der Entdeckung Amerikas an und geht über George Washington zu Lincoln und endet mit der Gloria Amerikas. Die wirkliche, quälige, mühsame Geschichte der Menschheit, in die das amerikanische Volk hineingezogen werden wird, weil es ein Stück dieser Menschheit ist, wird kaum erwähnt. Sie hören in der Schule kein Wort von Religion oder von Jesus. Wissen gar

nicht, wer Jesus ist. „Mein Vater sagte mir einmal, daß er ein Gentleman gewesen wäre!“ Die Mutter meint: „Die Kinder müssen doch etwas von Gott und dem Heiland hören.“ Aber nein: kein Geld, um sie weit weg zu einer Kirche oder Kirchenschule zu schicken, und vor allem: keine Zeit. Die Kinder müssen vom Morgen bis in die Nacht mitarbeiten. Das Land! Das Land! Das Land frisst ihnen das ganze Herz auf und das ganze Leben. Die Kinder wachsen heran. Sie sind durch die amerikanische Schule gegangen, das ist ihre ganze Bildung; denn die einfachen Eltern konnten ihnen keine geben; und die Zeitung verstanden sie kaum. Sie kennen nichts als die Farm und die kleine nächste Stadt. Sie werden Farmer und kleine Handwerker oder Kaufleute. Sie sind in ihrem ganzen Wesen keine Bauernkinder, wie wir sie da in Deutschland haben, aus alten begüterten Geschlechtern; sie sind noch Tagelöhnerkinder, von den Vorfahren her einst der deutschen, nun der amerikanischen Erde versklavt. Das ist das zweite Geschlecht. Auch dies zweite Geschlecht liefert der neuen Heimat noch keine Pastoren, Redakteure, Advokaten, Verwaltungsbeamte. Erst vom dritten Geschlecht guckt dieser oder jener über den letzten Grenzdraht der Farm in die amerikanische Welt hinein. So steht es mit der Hauptmasse der nordeuropäischen Einwanderung. Geduckte Tagelöhner und ihre Kinder. Man wundert sich in Deutschland, und die Deutsch-Amerikaner beklagen sich, daß sie kulturell und politisch so wenig Bedeutung hätten. Es ist da nichts zu wundern und zu klagen. Es ist ganz natürlich. Wären diese Einwanderer aus einem freien demokratischen Deutschland gekommen, so wären sie heller gewesen. Nun aber brachten sie nichts mit als Fleiß und Verantwortlichkeit gegen die Scholle und gegen Mensch und Tier auf ihrer Hofstelle. Ihre Enkel und

Urenkel aber und ihre folgenden Geschlechter und die Geschlechter der skandinavischen Einwanderer . . . die werden die Führer des amerikanischen Volkes werden. Sie werden, heller und leichter als ihre Vorfahren, ihre treue Liebe und das Verantwortungsgefühl für dreißig Hektar in Verantwortung für den ganzen Staat und das ganze große, amerikanische Volk verwandeln. Sie werden voll edlem Eifer sein für die Wohlfahrt und Zukunft des ganzen Landes, und wenn man sie fragen wird, woher ihr Geschlecht kommt, werden sie mit Stolz sagen, daß es ein Erbe germanischer Rasse ist.

Die Schulen sind gut, besonders der Ton . . . die ganze Art, wie die Lehrer vor den Kindern stehn: klug, wach, sorglich und freundlich. Die Organisation — es ist die Einheitschule — ist vorzüglich. Es kann sich einer auch ohne Vermögen bis zur Universität hindurcharbeiten und auch dort ohne Vermögen seine Existenz haben. In der Einheitschule geht es zwar mehr in die Breite, als in die Tiefe, aber für Volkswohlfahrt und Einheit ist es doch das bessere. Der Amerikaner hatte im allgemeinen nicht viel Achtung vor Schule und Schulbildung. Er selbst war meistens als selbstgemachter Mann in die Höhe gekommen und hatte Neigung, die Schule gering zu achten. Aber seit der Krieg zeigte, daß acht Prozent der jungen Leute Analphabeten waren und die Hälfte im einfachsten Wissen große Lücken aufwies, ist auch in diesem Punkt ein neues und gutes Streben ins Volk gekommen. Die Geschäftsleute beginnen zu erkennen, daß der graduierte junge Mensch, wenn auch nicht sofort, so doch allmählich wertvoller ist als der ungeschulte. Was der amerikanischen Schule fehlt, ist nach unserer Ansicht ein stolzer, tüchtiger Lehrerstand, wie die nordeuropäischen Staaten ihn haben, mit dem Berufsstolz und dem Berufs Ehrgeiz dieses Standes.

In allem übrigen ist sie gut, voll von gegenwärtigem, frischem, kühnem Leben, besonders in allem, was biologische und technische Studien angeht. Den reinen Geisteswissenschaften steht das ganze Volk noch zu jung, eilig und hochmütig gegenüber. Es kann noch nicht begreifen, daß sich einer „mit Geist beschäftigt“, „Geist betreibt“. Man merkt den meisten Gelehrtenge Gesichtern an, daß ihnen das schwere Grübeln, das sich Mühen um die Wahrheit in der Jugend, das in den Gelehrtenge Gesichtern Nordeuropas eingegraben ist, gefehlt hat.

Aber im großen und ganzen gefällt mir die amerikanische Schule. Es ist der Grundton . . . die Musik. Und dann hat sie noch eins: sie hat ein Ideal, ein Ziel. Sie hat das klar erkannte, bewusste Ziel, den guten amerikanischen Bürger zur Erscheinung zu bringen. Dies, scheint mir, fehlt der deutschen Schule, der ganzen deutschen Bildung. Es fehlt der deutschen Schule, und damit dem deutschen Volk, das höhere Bild seiner selbst. Es stehn bei uns mehrere Bilder nebeneinander: der griechische, der katholische, der goethische Mensch, und, ach, in manchen Köpfen der kirchliche oder politische Parteimensch. Da es nicht angeht, auf den einen überragenden volksbildenden Geist zu warten, müßten die ersten Geister des deutschen Volks sich zusammentun, und dem Volk ein reineres und höheres Bild seiner Natur und seines deutschen Wesens zeigen, daß die ganze Jugend in den Schulen bis zu den Universitäten hinauf daran ein Vorbild hätte, wonach zu streben Natur, Gefühl und edler Ehrgeiz sie antreiben würde.

\*

St. Paul, Minn., 15. Juli 1922.

Wir bekamen in Mason City ein großes Auto und fuhren 160 englische Meilen; das ist wohl so weit wie von Hamburg

nach Berlin . . . überall offnes Farmland, fast alles fruchtbar und gut, aber noch zu dünn besiedelt. Die Grenze von Minnesota erreichten wir an einem Wald, welcher der Heese ähnlich ist. Als wir in der Hauptstraße der nächsten Stadt hielten und Dr. Keiler und der Fahrer und einige, die hinzutraten, sich über die Karte beugten, um den weitem Weg zu suchen, sah ich, daß einige ältere Männer, wohl Farmer, immer noch mir hinsahen, der ich hinten im Wagen sitzen geblieben war. Ich sagte zu Keiler: „Sehen Sie, die Leute sehn mir an, daß ich etwas Besonderes bin.“ Er sah hin und sagte: „Ach, die meinen, daß Sie ein reichgewordener Holzhändler sind; es gibt hier viele solche.“ Da war es wieder vorbei mit dem Prahlen. Gegen Abend in New Ulm angekommen, erkrankte ich an einer Art Ruhr, wie der freundliche Dr. Fritsche sagte, und ich mußte den Vortrag aufgeben. Dieser Dr. Fritsche stammt aus der vornehmsten Pionierfamilie dieser Landschaft. Das ist hier in Amerika so eine Art Adel, und mag wohl einmal wirklicher Adel werden. Als 1862 in einer Nacht die Indianer, die sich auf dem zugewiesenen dürrn Land nicht ernähren konnten — man hatte sie betrogen, das versprochene Wort nicht gehalten — den Ort überfielen und die meisten Einwohner töteten, floh seine Mutter mit ihm auf dem Arm in die Weizenfelder und rettete sich und ihr Kind.

Wir haben auf der ganzen Fahrt durch Iowa und Minnesota niemals das getroffen, was in Europa ein Dorf ist. Es scheint in Amerika Dörfer nicht zu geben. Es gibt nur große und kleine Städte und verstreute Gehöfte. Und welche eine Sammlung und Fülle von Schönheit und Gemütlichkeit beschließt solch ein Dorf in sich!

Wir fuhren am selben Abend hierher nach St. Paul, wo wir bei guten Holsteiner Leuten wohnen. Ich freue mich auf

die Unterhaltung mit ihnen; so groß ist mein Heimweh nach der Landschaft und den Menschen der Heimat.

\*

St. Paul, Minn., 16. Juli 1922.

Ich habe nun schon, ich glaube, hundert Gespräche über die sexuellen Zustände hier im Land gehabt, und bin zu einem gewissen Begriff davon gekommen ... Die amerikanischen Frauen waren, weil spärlich vorhanden, lange Jahre sehr gesucht und gefeiert. Das Ritterliche des männlichen Geschlechts (eine Art Spaniertum) liegt auch wohl irgendwie im Klima. Noch jetzt, obgleich die Geschlechter an Zahl sich gleich geworden, wird das weibliche Geschlecht sehr viel höflicher behandelt als in Nordeuropa. Das ist jetzt zum Teil Herkommen und es ist viel leere Form dabei; aber doch auch noch eine innere Stellung des Herzens. Der Amerikaner wundert sich und ist innerlich empört, wenn er nach Europa kommt, über die Art, wie man da oft die Frau als zweitklassig behandelt. So erzählte mir einer ganz ergrimmt, wie er in Deutschland in einer Gesellschaft bei Tisch erlebt hatte, daß ein Oberst zu seiner Frau gesagt habe: „Schweig! Jetzt habe ich das Wort!“ Der Respekt vorm Weibe ist so groß, daß es gefährlich ist, mit einem Weibe vor Gericht zu gehn; Richter und Volk neigen von vornherein auf die Seite des Weibes.

So erscheint das junge Mädchen und junge Weib in Amerika als geehrter und beschützter, und insolgedessen auch reiner, als das in Nordeuropa. Aber vieles davon ist doch nur Schein. Die Neigung der Angelsachsen in der ganzen Welt, die Natur des Menschen mit der frommen Form der Religion und Sitte zu verdecken, spielt hier eine große Rolle. Überall dies Ver-

decken und dies sich Brüsten mit Moralität. Es ist eine puritanische Decke über das ganze Land gebreitet: Sonntagsheiligung, Sonntagschulen und Kirchgang, Nüchternheit, sexuelle Keinheit, große Worte: Freiheit, Gerechtigkeit, erstes Volk der Erde. New York nennt sich die moralischste Stadt der Welt. Es ist kein Zweifel, daß der Wille des Volkes zu allen diesen guten Dingen edel ist. Das amerikanische Volk möchte ein edles, in allem vornehmes Volk sein; es begehrt das in einem besonders schönen Sinne, in dem Sinne, wie die Jugend es aus reinem Herzen begehrt. Aber es ist doch auch kein Zweifel, daß unter dieser glatten Decke jede Sünde lebt, die jemals Menschen und Völkern Mühe gemacht hat, und daß viele im Innern fühlen, daß das meiste von dem Prahlen über all das sittlich Schöne ihres Volkes Irrtum ist. Es ist in Amerika alles vorsichtiger, heimlicher. Es wird hier ziemlich viel gelogen, betrogen, geheuchelt, getrunken; und das Blut der Jugend ist hier ebenso rot, wie in Europa. Wenn das amerikanische Mädchen nach Europa kommt, fühlt es sich beleidigt, daß es so scharf angesehen oder wohl gar angedet wird. Es ist aber nicht so, daß die europäische Jugend um so viel un-erzogener oder roher ist. Der europäische Mensch bekennt sich ehrlicher zum Geschlechtstrieb. Dazu kommt, daß die elegante, ja üppige Kleidung der Amerikanerin den Europäer leicht dazu verleitet, in so einem anständigen Mädchen eine Kurtisane zu vermuten.

Aber es scheint, als wenn der letzte Krieg dazu beigetragen hat, die Maske, die vor dem Gesicht Amerikas liegt, etwas zu Fall zu bringen. Die Mädchen verdienten im Krieg viel Geld. Sie hörten von ihren boys sehr viel von dem Leben der Pariserin, der lieben, bezaubernden Bundesgenossin. Daneben entstand in der weiblichen Jugend das Gefühl, das durch die

Jugend der ganzen Welt geht: Ist diese ältere Generation, die uns mit weisen Worten traktiert und beherrscht, die mit schönen Worten und Getue diesen Jammer und Schmutz des achtjährigen Krieges über die Menschheit gebracht hat, die unsere Jugend in den sinnlosen Krieg und Tod geführt hat, ist die wirklich berechtigt, uns Gesetze zu geben? Sie neigen dazu, und mit Recht, zu glauben, daß sie das Leben und sich selber besser verstehn, und geben sich selber Gesetze, mit ihrem jungen roten Blut geschrieben. Das heiße animalische Leben, das immer schon da war, aber unter puritanischer Decke, bricht nun hervor. Und wenn auch viele verständige amerikanische Eltern in großer Sorge um die Jugend sind, ich glaube, daß diese Gesetze und Formen, welche die amerikanische Jugend in dieser Zeit sich selbst zu geben neigt, besser sind, als das Vorbild und die Heuchelei, welche die alten Geschlechter, die blutbeladenen, die heuchelnden, ihnen gaben.

Das Leben der Amerikanerin ist selbständiger als das der Nordeuropäerin. Sie hat gute Stellungen inne, wird von dem Mannsvolk rücksichtsvoller behandelt; alles ist ihr erlaubt. Ihr Leben ist daher hunter, frischer, freier; sie ist daher wählerischer und bewußter. Nüchtern und ganz ohne Scheu geben sie ihre Photographie für Zeitungen her, wo Nordeuropäerinnen sich scheu zurückhalten würden. Angeklagte, in Scheidung lebende, von Unglück betroffene bieten ihre Gesichter, meist lächelnd, der Öffentlichkeit. In diesem ihrem sichern Bewußtsein gibt sie sich nur hin, wenn sie es mit ganzem Herzen oder Verstand will. Das amerikanische Weib ist leichter, leichtfüßiger, eleganter als das von Nordeuropa. Sie ist mehr Problem, Anregung, Spiel. Sie ist eine große Flirterin und genießt das, je nach ihrem Temperament. Dabei ist sie ein guter Kamerad dem Freunde und der Freundin. Sie ist nüchterner als die Nordeuropäerin.

Sie kann nicht schwärmen. Die Goethische Frömmigkeit vor der Natur fehlt ihr. Sie ist stark fernell, ja einige sagten mir, ganz fernell, aber verborgen unter allerhand klugem Spiel. Ihre schöne Erscheinung, sauberste Körperpflege, kurze, schöne und lose Kleidung wirkt ins Blut. Sie hat sich aber in der Gewalt, bleibt trotz allem Feuer kühl und schenkt sich . . . wenn nicht aus . . . so doch mit Überlegung. Nach Geld und Aussteuer fragt der Mann nicht, und so empfängt er dies schöne, saubere, spielerische Wesen als ein wunderbares Geschenk. Die jungen Mädchen in Nordeuropa sind direkter, bekennen sich mehr zu ihrer Natur und Sinnlichkeit.

Wenn der amerikanische junge Mann Lust bekommt zum Weibe, kann er heiraten; er findet Brot und Wohnung genug, und viele heiraten sehr früh. Bei sehr vielen Eheschließungen ist der Mann zwanzig, das Mädchen siebzehn. Sie kümmern sich dabei nicht um die Eltern, fragen sie nicht, sondern überraschen sie mit einer geschlossenen Ehe. In einem gut bürgerlichen, sehr ehrenwerten Hause hatten von sechs Kindern drei den Eltern von irgendeiner Autofahrt eine Depesche gesandt: „Verheiratet mit dem und dem.“ Sie sind klug, und wissen Schwangerschaft zu vermeiden, und ihre Gesetze gestatten ihnen, wieder auseinander zu gehn, wenn sie sich nicht vertragen können oder wenn einer der Partie anderen Sinns wird. Es gibt gewiß viele leichtfertige Ehen; aber die meisten sind köstlich. Kein schönerer Anblick und schöneres Erlebnis, als diese Häuser und Häuschen zu sehen, in denen so ein blutjunges, ernstes, kameradschaftliches Paar sein gemeinsames Leben begonnen hat. Oh, wie viel mehr gutes Menschenglück ist in diesem Amerika, als in Nordeuropa, zumal in dieser jämmerlichen, ärmlichen Zeit. Durch die Möglichkeit früherer Ehen wird in Amerika dreiviertel von allem Elend und Schmutz verhindert, der die

Jugend von Nordeuropa bedrängt. Ich wollte, wir hätten in Deutschland, statt all der Geseze, die die alten Tage beschützen und begönnern, biologische, auf seiten der Jugend stehende.

Im ganzen scheint es mir, daß die seruellen Dinge in Amerika etwas sinniger betrieben werden, als in Nordeuropa. Es helfen hier die frühe Heirat, die leichten Scheidungen und daß die Vorbeugungsmittel gegen Empfängnis hier etwa ebenso bekannt sind, wie in Paris, und zuletzt vielleicht etwas das Klima. Es gibt aber auch hier in Amerika erzwungene seruelle Afsese und Not. Viele wertvolle junge Mädchen bleiben ledig und kommen fünfunddreißigjährig zum Arzt und klagen ihre Not. Die Natur läßt sich nicht vergewaltigen und unterdrücken. Ein kluger Arzt, mit dem ich diese Dinge besprach, spricht allen reifen, jungen Weibern das Recht auf Liebe und Kinder zu. Aber wie fern ist die amerikanische Gesellschaft noch davon, ihnen solch natürliches Recht zu gewähren! Gestern sagte einer zu mir: „Prostitution haben wir hier nicht.“ Ich sagte: „Doch, doch, mein Lieber!“ Da wurde er betroffen und schwieg, als wenn ich eine Taktlosigkeit begangen hätte. Wahrhaftigkeit gilt in der angelsächsischen Welt zuweilen als Taktlosigkeit.

Neulich stand der Bericht eines amerikanischen Segelschiffskapitäns in der Zeitung. Sie haben im Stillen Ozean Wasser- not gehabt, sehen ein Eiland und laufen es an. Die Bewohner sind fünfzehn Männer und hundertundfünfzig schöne Frauen. Freundliche Aufnahme. Jeder bekommt ein junges schönes Mädchen als Bedienung. Soweit ist alles gut; jeder weiß Bescheid und sagt inwendig bei sich selbst: hübsche Situation, die ausgekostet worden ist! Aber Natur ist Schmutz und muß überschmiert werden. Also heißt der letzte Satz des Berichts: „Die Einwohner sind Christen und führen ein christliches, auf-

rechtes Leben . . ." So . . . nun ist alles in Ordnung! . . . Das ist amerikanisch . . . Amerika braucht einen Luther oder Goethe, der seine Sittlichkeit zur Natur führt, der seine Sittlichkeit ehrlich macht vor der Gottnatur. Und es wird diesen Luther oder Goethe bekommen.

\*

St. Paul, Minn., 22. Juli 1922.

Im großen Volk und seinen Zeitungen ist noch viel Lüge und Haß gegen Deutschland. Die vornehmen Zeitschriften: Die Nation, Der Freimann, Der neue Republikaner sorgen um bessere und hellere Luft; und gute Patrioten, auch angelsächsische, hoffen und glauben, daß die Nation allmählich diesen Ansichten zustimmen wird. Dazu kommen die Berichte der Besatzungstruppen, die Mann für Mann bereit sind, die Lügen über Deutschland zu zerstören. Aber es ist nur ein langsamer Wandel. Das Schlimme ist, daß die amerikanischen Menschen so wenig das Bedürfnis haben, einer Sache auf den Grund zu gehen, sie zu untersuchen, und die objektive Wahrheit kennen zu lernen. In einem Studentenheim . . . lauter Deutschamerikaner. Einer, dessen Mutter noch als Kind in Deutschland gelebt hat, erzählt mir, daß er mit gegen Deutschland gekämpft habe. Er ist stolz darauf, auch mir gegenüber. Es geht alles nicht tief. Es war nicht weiter böse gemeint. Er hat vielleicht einige deutsche Jungen getötet. Warum nicht? Er macht sich keine Gedanken darüber, daß es doch keine schöne Sache war: nachdem sieben Mann vergebens versucht hatten, einen kleinen Tapferen auf die Knie zu bringen, noch als achter und größter hinzuzuspringen und über den fast Verbluteten herzufallen und ihm den Rest zu geben. Sie machen sich keine Gedanken. Auch

nicht darüber, was denn nachher, nach ihrem leichten Sieg — zehn Tonnen Stahl gegen eine — und als Folge ihrer Versprechungen aus dem besiegten Volk geworden ist. Sie machen sich keine Gedanken; sie sind jung und leicht. Sie haben nicht unsere Gedankenfalten und Gewissensnöte auf der Stirn und im Herzen. Sie haben kein Herz für das ferne, ferne Land, das in Jammer und Elend und mit amerikanischer Hilfe noch heute geschändet wird. Ja, durch Amerikas Hilfe und mit amerikanischem Geld. Denn Amerika bezahlt mit dem Zinsverlaß seiner Schulden die Henker Deutschlands.

Während des Kriegs wurde ein Deutscher hier im Land, der interniert war, bei seiner Frau, die Amerikanerin war, verleumdet. Die läßt sich betören und läßt sich von ihm scheiden. Er schreibt, da er sie sonst auf keine Weise erreichen kann, öffentlich zwei Briefe an sie voll rührender, wahrhaftiger Menschlichkeit: er hätte nichts gegen Amerika unternommen und sie wären doch so glücklich miteinander gewesen; sie solle ihm doch glauben. Das amerikanische Volk nimmt die beiden Briefe als Sensation wohlwollend, ja mit Rührung hin. Es denkt aber nicht darüber nach, daß da ein Unrecht geschehen ist und daß da Recht geschaffen werden mußte. Das amerikanische Volk hat nicht das klare, harte Empfinden der Gerechtigkeit und Vergeltung.

\*

In Northern Pacific, 22. Juli 1922.

Wir fuhren abends westwärts, während der Nacht durch Minnesota, am folgenden Tag durch Nord-Dakota, dessen östliche Hälfte gutes, weites Farmland ist: Weizen, Gerste, wenig Mais; aber die westliche Hälfte, durch die wir dann

fuhren, ist in ihrer öden grauen Unfruchtbarkeit, ihren völlig kahlen Hügeln und lehmgelben Flußbetten schrecklich. Nachmittags erreichten wir den Staat Montana, und die Landschaft wurde wieder freundlicher. Als es an diesem (dem zweiten Morgen) wieder Tag wurde, waren wir im Felsengebirge. Felsen über Felsen; hohe Berge von nichts als Felsblöcken; und in der Ferne auf den höchsten Spitzen weißer Schnee. Wir fuhren durch Täler und sahen schöne Röhre, und auf den Wiesen am Fuße der Berge Herden von Pferden, die von Reitern eingetrieben wurden. Junge Mädchen in Reithosen stehen an den Stationen neben ihren Pferden und plaudern mit den jungen Burschen. Oben steht ein Denkmal . . . es ist gewiß aus Zement . . .: die Figur eines der ersten Pioniere dieser wilden Landschaft. An einer andern Stelle steht: „Hier wurde das erste Gold gefunden.“ Alle Stationen sind voll von Stollenholz; es sind hier große Kupferminen.

Der Zug ist recht bequem, hat auch Barbier, Bad, Schreibtisch und mehrere kleine Stuben; und der letzte Wagen hat eine Plattform, auf der man im Freien sitzen und die Landschaft genießen kann. Es ist das alles nicht weiter großartig und verwunderlich; es ist, dem Land und seinen Entfernungen entsprechend, klug und gut eingerichtet.

Während ich so Stunde nach Stunde sitze und hinaussehe, zu müde, um zu lesen, gehen wieder die Szenen an mir vorüber, die ich erlebt habe. Ich habe jahrelang, ja von meiner Jugend an, in meiner eignen Welt gelebt, die sich nach allen Richtungen immer mehr dehnte, sowie der wachsende Geist Besitz davon nahm. Hier bin ich, fast zum erstenmal in meinem Leben, gezwungen gewesen, mich mit Menschen, die neben mir saßen, auseinander zu setzen. Auf welch schmalen Irrtümern leben und bleiben viele Menschen ihr Leben lang!

Es werden uns allerlei lustige Geschichten erzählt, wie großer Reichtum entsteht. Der Großvater der feinen Frau, die wir kennen lernten . . . erzählten sie uns . . . wäre ein kleiner Farmer und Viehhändler gewesen, hätte aber die Gabe gehabt, daß die zwei Kühe, die er auf tagelangem Weg zur Stadt brachte, unterwegs zu einer kleinen Herde wurden. Aber so ist auch mancher Reichtum, alter und junger, in Nordeuropa zustande gekommen. Im Anfang lag immer die Tat . . . und oftmals eine verruchte. Wenn es gut geht, war es nicht eine ganz gemeine, schier böse, sondern eine durch Klugheit gemilderte. In einer Stadt im Osten wollten wir einen Mann besuchen und fragten nach ihm. Sie erzählten uns, er wäre sehr reich . . . so reich, daß er seinen alten Eltern in Deutschland eine ganze Insel geschenkt hätte. Wir fragten, wie die Insel hieße. Da nannten sie eine deutsche Insel, die eine gute Stadt und sieben fette Dörfer hat. Wir sagten, wir hätten gar nicht gehört, daß diese zwanzigtausend Deutsche von einem Amerikaner aufgekauft und eingesalzen wären. Dann fragten wir weiter, wie er denn zu seinem Reichtum gekommen wäre. „Oh,“ sagten sie, „er hat eine bestimmte Art von Pillen gemacht und verkauft, im Sommer nach Louisiana gegen Fieber, im Winter nach Kanada gegen Lungenentzündung.“ „Dieselben Pillen?“ „Ja, dieselben.“ Wir kamen in sein Haus. Als wir bei ihm waren, erzählte er — nicht von den Pillen; er sagte kein Wort davon — von großen Ländereien in Texas und Minen im Nordwesten. Dabei sagte er immer wieder: „Man muß moralisch sein . . . das ist es! Moralisch . . . das ist alles! Wer nicht moralisch ist, dem soll man auch nicht helfen.“ Und mehrere Male sagte er: „Wissen Sie . . . die Götter waren gut mit mir . . . weil ich moralisch war! . . .“ Immer der Mangel an objektiver Wahrheit und

Selbstironie! Sie wollen die Wahrheit nicht sehn; und doch ist sie die Königin der Menschheit. Was ist der Sinn der Begebenheiten und Wandlungen, die wir Geschichte der Menschheit nennen? Daß die Menschheit allmählich die Wahrheit an den Tag bringt und sie als das Höchste verehrt.

In einer Stadt im Osten saßen wir um einen glänzenden Tisch . . . ,an jeder Ecke einen goldenen Fisch'. Da sagte ich so von ungefähr das Wort ‚Religion'. Da lachten sie alle und sagten: „Ach, kommen Sie uns doch damit nicht! Religion . . . darüber sind wir hinaus . . .“ Ich machte große Augen, und fing sachte an, von Religion zu reden. Von Plato, Jesaias, Jesus, von den großen Päpsten, von Luther, von Shakespeare und Goethe, und von allem, was wir nicht wissen können, und brennt uns doch im Herzen. Ich sagte, sie dürften den edlen Wein der Religion nicht mit dem schmutzigen Wasser der Kirchlichkeit verwechseln, die sie um sich sähen . . . Sie wurden ernst und still, und das Lachen war ihnen vergangen . . .

In einer andern Stadt saßen wir auch um einen glänzenden Tisch. Der Hausherr war ein großer Finanzmann, und wir sprachen von Deutschland. Er sagte, Deutschland würde zugrunde gehen, es gäbe keine Hilfe mehr. Aus Mangel an Kapital würde es zugrunde gehn, und zuletzt würde auf dem Rathausplatz in Hamburg Gras wachsen. Es wäre ja klar, daß Frankreich diesen Plan und dieses Zukunftsbild von Deutschland im Sinne hätte und so würde es auch kommen. Ich ließ ihn eine Weile reden, dann sagte ich: Was er uns eben gesagt hätte, wäre eine Rechnung; aber diese seine Rechnung wäre von grotesker Falschheit. Es ständen da eine ganze Menge unbekannter Größen auf der Tafel, die er nicht mitgerechnet hätte. Er sagte: „Sie meinen Japan?“ „Oh,“ sagte ich, „ich meine auch Japan, eine bedeutende und sehr unbe-

kannte Größe. Ich meine auch Rußland. Ich meine auch Deutschland selbst . . . Allerdings: ich meine auch Deutschland selbst. Ich meine Feuer und Krankheit, Geldnot und Geldüberfluß, Handel und Gold, Rache und Schande, Übermut und Dummheit. Was gibt es alles! Gott weidet die Völker wie Schafherden und hat sehr viele Hunde! Ich meine auch eine Kraft, die Sie auch nicht gesehn haben: das Gewissen der Menschheit. Man wird erkennen, daß man dem deutschen Volk eine Schmach angetan hat, die man doch nicht weiterfressen lassen darf . . . sie könnte die ganze Menschheit anfressen. Man wird auch erkennen, daß es bedenklich ist, dort in der Mitte Europas, wo eine saubere Landschaft war, ein Sumpfloch entstehen zu lassen . . . wer weiß, was noch hineinrutscht! Die Wehrlosigkeit der Mitte, Deutschlands, war die Ursache der Friedlosigkeit Europas. Aber die größte unbekannte Kraft habe ich noch nicht genannt. Das ist das Rätsel Gott. Wer weiß, was er beschlossen hat? Sehen Sie, ein Hühnerei, wie klein, wie einfach, und welch ungeheures Rätsel. Die Welt ist aber noch rätselvoller als ein Hühnerei. Wie können Sie sagen: vor dem Rathaus in Hamburg wird Gras wachsen? Wird nicht vielleicht vor dem Rathaus in Hamburg ein glückliches Volk an hellen windigen Festtagen seine lachenden Umzüge halten, zur Erinnerung daran, daß Gott es aus den Klauen von Mördern wunderbar gerettet hat? Was wissen Sie, wo Gras wachsen wird und wo seidene Bänder wehen werden? Sind Sie Gott? Ich will Ihnen etwas sagen: Ich traf neulich meinen Better, einen Bauern, und er sagte: ‚Nun, wie geht es dir? . . .‘ Ich sagte: ‚Gut . . .‘ So . . .‘ sagte er in seiner bedächtigen Weise: ‚Du wolltest im vorigen Jahr ein Stück Land kaufen, hast du es getan?‘ Ich sagte: ‚Nein, ich habe es nicht getan. Ich ging zu meinem Bank-

mann, weißt du, und fragte ihn um Rat, und er sagte, der Preis wäre zu hoch. Ich sehe ja nun längst ein, daß dieser Rat nicht richtig war ...' Mein Vetter dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: 'Ich will dir für den Rest deines Lebens was sagen: Wenn du einen dummen Rat haben willst, dann geh' zu einem Bankmann; wenn du aber einen klugen haben willst, dann geh' zu einem Bauern ...' Das sagte er, und ich stelle heute zum zweitenmal fest, daß mein Vetter recht hat ..." Der große Bankmann wurde beim Ende meiner Rede ein wenig rot; aber er nahm es nicht übel, was ich daran sah, daß er noch eine zweite Flasche Wein mit mir trinken wollte.

Der Zug rollt immer zu und schleppt mich immer weiter fort von Euch. Mir ist, als wenn ich nicht mehr am Leben, und alles Leben um mich unwirklich ist, was ja auch vielleicht der Fall ist. Seit ich fort bin, seit Rotterdam, eine seelische Unruhe, ja ein Entsetzen, so fern zu sein von dem, was ich kannte. Das Leben ist mir an und für sich ein allzu wildes Wunder, durch das ich einigermassen geduckt gehe; die Fremde macht es ungeheuerlich. Ich möchte so gern frohen Mut haben, aber ich kann nicht. Es ist nicht allein Deutschland hinter mir, auch nicht allein dies schuldlos so schlecht behandelte, heimatlose, ältere Geschlecht der Deutschamerikaner; es ist dies ganze gewaltige amerikanische Volk und die ganze Menschheit, an der ich immerfort rätseln und kann es nicht raten. Dort in der Heimat ist alles Denken gut verankert im Heimatboden; hier ist es haltlos, allen Winden ausgesetzt, und schwankt unruhig hin und her ... Ich würde Euch gern viele Bilder mitbringen, daß Ihr seht, durch was für ein Land und Volk ich reise. Aber die, welche ich möchte, gibt es nicht, z. B. das Grab der Francis Socum ... eine alte, schiefgesunkene Blockhütte, welche die Wohnung des Großvaters war, auf einer Farm ... einen Er-

weckungsprediger auf der Straße . . . ein junges Paar auf weiter Fahrt in verstaubtem Auto . . . ein andres beim Bau seines Holzhauses . . . in Hosen sitzt sie am Rand des Daches und nagelt Pfannen und winkt mit dem blanken Hammer, da sie ihn von seinem Kontor her ankommen sieht . . . einen verlassenen und verwachsenen Farmerkirchhof an einem Waldrand . . . eine Reiterin, hier an einer Station in Montana, mit den jungen Burschen plaudernd . . . eine Farm mit ihren Hütten, und ein Pflugland mit großen schwarzen Baumstümpfen, mannhoch. Die Ansichtskarten eines Landes sollten eine edle Nationalgalerie seines Volkes sein.

\*

Im Northern Pacific, 23. Juli 1922.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, im letzten Jahrhundert aus allen Ländern zusammengeströmt, ist ohne einheitliche Vergangenheit und Bildung. Die Mehrzahl ist von sehr geringer Bildung und hat, was das bedeutungsvollste ist, auch eine geringe Begabung dafür. Denn wenn die Vorfahren eines Amerikaners seit tausend Jahren irgendwo in Osteuropa ohne Bildung gelebt haben, so kann die amerikanische öffentliche Schule noch so gut sein, sie schafft vorläufig doch nichts weiter als einen oberflächlichen Firnis. Das amerikanische Volk ist daher voll äußerer und innerer Spaltungen, Unruhen, Heimlichkeiten. Es ist im ganzen Volk viel dumpfes, unklares Streben nach Licht, Weg, Trost, Gewisheit, Klarheit. Es ist der beste Boden für Religion und Kirchentum jeder Form. Dies Volk braucht, wie kein zweites auf der Erde, die Hilfe und die Wegweisung, den Trost und die Klärung, welche die Religion anbietet und darbringt.

Nun wird in den Schulen Religion nicht gelehrt. Wenn

dort entweder die Worte des Heilands gelehrt und ausgelegt würden oder eine Übersicht über die Geschichte der Religionen gegeben würde, so wäre ein guter Grund für eine gewisse Klarheit in religiösen Dingen gelegt. Aber nun erfahren die Kinder in der Schule nichts von der Bibel und ihrer Entstehung, nichts von Jesus, nichts von der Geschichte des Christentums noch einer anderen Religion. So, da weder das Geschehene noch das Edle von den Klugen und Gelehrten im Lande gelehrt wird — Gott mag wissen, wozu sie da sind, als um dem Volk zu helfen! — so findet bei dem Bedürfnis des Volks nach Religion und bei seiner Unwissenheit in religiösen Dingen . . . nicht allein jedes Dogma, sondern auch jede religiöse Fälschung und Hochstapelei willige Gläubige. Lehrer in Religion ist jedermann, hier ein Edler und Feingebildeter, dort ein Dummer und Enger, dort ein Fälscher und dort ein Narr. Die alten Kirchengemeinschaften machen die Türen weit auf und geben in Religionschulen Unterricht, hier klugen und feinen, dort engen, dumpfen und historisch gefälschten; aber daneben tritt jedermann auf, der will, und sagt: „Hier ewige Gewißheit, Heil!“ Und die Menschen, oft ohne den Instinkt für das Edlere und ohne objektiven Unterricht, verfallen der Vereinerung, welche ihrer Art entspricht. Wenn der Westeuropäer nach Amerika kommt, so wundert er sich über das rastlose und wirre kirchliche Treiben; aber der Osteuropäer findet es wunderbar fein und interessant, und läuft hinter den verschiedenen „Botschaften“ her. Bald hat er dann Anschluß an irgendeine kirchliche Gemeinschaft. Dann fühlt er sich als Amerikaner und Gläubigen; und verachtet alles Europäische als unförmig, rückständig und dumm.

Die Mehrzahl des Volkes drängt zu den alten Kirchen. Die katholische Kirche, immer gleich würdig in ihrer edlen

Form, altvornehm in ihren Anschauungen und Handlungen, immer klug sich anpassend, meist treu um ihre Anhänger bemüht, hat sehr viel Anhänger, und ihre Bedeutung wächst. Sie hat sich auch im Krieg am vornehmsten benommen und hat am wenigsten gehegt. Die protestantischen Kirchen sind alle vertreten, von den liberalsten bis zu der orthodoxesten, von den höchsten bis zu den niedrigsten. Dazu sind, ganz in der Weise der älteren Arten, neue Kirchen entstanden. Es trat ein Prophet auf mit einer Botschaft von Gott und fand Anhänger. Obgleich diese Botschaft zuweilen ganz offenkundig von zweideutiger Herkunft war, fand sie doch Anhänger. So die Lehre der Mormonen und die der „Christlichen Wissenschaft“. Es treten überall im Land immer neue Gelehrte oder Ungelehrte — meistens das letztere — auf, und verkünden eine neue Lehre. Bisher sind diese neuen Lehren irgendwie Abzweige des Christentums gewesen. Es kann aber auch mal anders kommen. Das ganze Land und Volk ist voll von Religion. Auf den Farmen und in den kleinen Farmstädten wird in weiten Landteilen immer über Religion gesprochen. Überall Tischgebete, Andachten, Kirchenbesuche, Kirchenbauten, Sonntagschulen, Straßenpredigten, Massenversammlungen, Gesundbetung, Prophetie, Geistererscheinungen; überall Prediger mit oder ohne gelehrte Bildung, die eine Botschaft haben und die Bibel oder ein Stück der Bibel auslegen, wie es ihnen gefällt. Das ganze Land ist voll von kleinen und kleinsten Propheten. Öffentliche Sitzungen der Behörden werden mit Gebet eröffnet. Der Eifer in Religion nimmt eher zu als ab. Immer mehr Kirchen, und immer größere. Es ist ein hitziger Trieb im Volk, der langsam zu einem Höhepunkt hintreibt.

Es ist viel echter, guter, heiliger Wille in diesen Bemühungen, das Erwige zu suchen und zu verehren. Wer von

den religiösen Erscheinungen in Amerika als von Heuchelei spricht, urteilt oberflächlich und ungerecht. Es ist eine echte religiöse Stimmung in diesem ganzen gewaltigen Volk. Es ist der Zustand der Kreuzzüge. Das amerikanische Volk sah z. B. in dem deutschen Volk das Böse. Und sieh: Gott will es! und es sprang auf und schlug es nieder. Es irrte völlig in seinem Tun; es wurde von den alten erfahrenen Bösewichtern betrogen. Einerlei: Der Wille war edel. Die Kreuzzüge des westlichen Europas vor achthundert Jahren entsprangen auch aus völlig falschem Urteil und gingen in falsche Richtung. Wenn wieder einmal irgendwo ein geistig Machtvoller und Kluger auftritt und zeigt dem amerikanischen Volk irgendwo, und wär's noch ferner als Deutschland, irgendwo am Rand der Welt, „das Böse“, „den Satan“, so stürzt es dahin und schlägt ihn nieder, zur Ehre Gottes. Nirgends ist wilder gegen Deutschland, wilder zum Kreuzzug gerufen worden als in den Kirchen im Land. Die Religion des amerikanischen Volks ist noch primitiv, aber durch ihre primitive Echtheit eine gewaltige, schreckliche Macht. Deutschland hat es erfahren. Wie erschütternd die Tatsache: Da ist irgendwo in der Welt in unseren Tagen, ein Volk, das hat die Zeit seiner Kreuzzüge. Ein Ruck in seiner Seele, vom Meer zum Meer, und ein: Gott will es!, und es bricht los. Und wie schrecklich ist es, wenn ein Volk nichts weiß von anderen Völkern, die zu seiner Zeit mit ihm auf der Erde wohnen, so wie das deutsche Volk und die deutschen Politiker es nicht wußten. Sie wußten nicht, daß viertausend Meilen fern ein Volk von gewaltiger Kraft wohnt, das sich in den bitteren Tod schicken läßt, wenn kluge willensklare Menschen unter es auftreten und rufen: „Das da ist böse . . . dort . . . Gott will es!“ Gott im Himmel . . . ewiges Rätsel!

Der innere Wert dieser flammenden Religiosität ist für

das amerikanische Volk gewaltig. Die Religion ist ein Stück Selbstschutz, den die Gottnatur diesem werdenden Volk in dieser unsagbar gefährdeten, chaotischen Zeit seines Werdens sich selbst geben läßt. Das amerikanische Volk ist eine Ungeheuerlichkeit. Man denke, hundert Millionen Menschen, die noch kein Volk sind, auseinandergehend in Herkunft, Vergangenheiten, feurigen Gemütern, Ahnungen, Gefühlen, und sollen doch, nach dem Willen Gottes, in eine gute und große Zukunft geführt werden. Da gibt die Gottnatur ihm den Instinkt, daß es sich Selbstschutz schafft vor seinen inneren ungeheuren Gefahren, die ihm drohen, und gibt ihm diese großen, ehrlichen, echten, ergreifenden Mähen des Glaubens.

Es ist natürlich, daß in und neben diesem gewaltigen Echten viel Unerfreuliches mitlebt. Die menschliche Natur und Klugheit betrügt immer wieder sich selbst und ihren Zug zum Ewigen. Sie mischt immer wieder Erde in die Gottesfache. Ich will nicht gleich von Heuchelei reden; es gibt da große Zwischengebiete. Als die westeuropäischen Völker sich zu den Kreuzzügen aufmachten, zogen viele mit, nicht um das Grab des Heilands zu befreien, sondern um Beute zu machen. Sie taten aber so, und redeten so, als läge ihnen alles am heiligen Grab. Sie verkleideten und verdeckten alle ihre menschliche Natur mit Kirchlichkeit. So ist es auch in Amerika in dieser religiösen Hochblüte. Die Religion wird in Amerika in der naivsten Weise mit andern Dingen vermischt. Die Kirchengemeinde ist neben der religiösen Erbauung eine Einrichtung gesellschaftlicher Art. Wenn eine Familie guten Verkehr haben will, besonders für die heranwachsenden Kinder, muß sie einer Kirchengemeinschaft beitreten. Die Kirchen vermischen sich auch mit dem Geschäfts- und Erwerbsleben. Die meisten großen Kirchen, besonders die von englischer Herkunft, gehen mit dem

Kapitalismus Hand in Hand. Abraham, heißt es in ihren Sonntagsschulen, war ein Kapitalist. War er nicht? Und war er Gott nicht wohlgefällig? Also ist Reichtum und Reichtum erwerben Gott wohlgefällig. Kapitalismus ist Gottes Wille, und die, welche dagegen sind, die Sozialisten, sind Gottes Feinde. Die Religion wird auch mit der Bürgerlichkeit zusammengekoppelt. Wer sich zu einer Kirche hält, tut seiner Bürgerlichkeit ein Stück hinzu, und wer wollte das nicht. Wer sich nicht zu einer Kirche hält, ist leise verdächtig. Es ist auch viel echt englische Halbförmigkeit hier im Land. Im Krieg 1915 wurden unsere Leute an der russischen Front von amerikanischer Munition beschossen und viele unserer Leute fielen. In derselben Zeit hatte Wilson in einer Rede gesagt, er bete täglich für den Frieden. Darum nannten unsere Soldaten die Geschosse, die besonders abends kamen, Wilsons Abendseggen. Von der Art Abendseggen gibt es viel in Amerika.

Zurzeit ist das religiöse Leben in Amerika ganz unübersichtlich. Es ist für europäische Augen kein guter Anblick. Es ist ein Jammer, in jeder kleinen Stadt drei oder vier klägliche Holzkirchen zu sehen, statt eines schönen, edlen Gebäudes, das alle vereint. Es gibt viele kluge und ernste Leute, die meinen, daß die protestantischen Kirchen sich allmählich nähern und dann verschmelzen werden. Tatsächlich werden ihre Dogmen allmählich weicher und nähern sich einander. Die Vereinigung, meinen sie, wird wahrscheinlich nach der Episkopalkirche zu neigen: bischöflich, formell, feierlich, spanisch, vom heißen Klima so gemacht. Und so würden dann nur zwei Kirchen in Amerika sein, diese episkopale und die katholische; und sie würden so ähnlich sein, daß sie eines Tags zusammenfließen würden. Zu der Zeit werden Kirchenbauten von wunderbarer Schönheit entstehen.

Aber daneben wird, in Amerika wie in der ganzen Welt, Luthers und Goethes Art und Geist fortwirken, welche die Natur anerkannten und ihr Recht am Menschen gegeben haben, und gelehrt haben, die ganze Wahrhaftigkeit zu suchen und zu bekennen. Ja, Luther und Goethe mit ihrer edlen Sinnenfreude werden auch weiter wirken. Und aus diesen Kräften wird einst eine neue Religion hervorgehn, die noch nicht erschienen ist.

\*

Spokane, Wash., 23. Juli 1922.

Wir haben wohl größere Hotels bewohnt, aber nie ein schöneres; es ist aber auch berühmt im ganzen Land. Die Halle ist groß und wunderschön eingerichtet; überall stehn blühende Bäume, alle echt, und in ihrem Laub hängen in schönen Käfigen bunte Vögel . . . arme Teufel . . .; sie sehn aber ganz munter aus. Es ist wie eine Kleinstadt: Da ist ein Barbier- und Schönheitsladen; da sitzen Männer und lassen sich zu gleicher Zeit das Gesicht bearbeiten von einem Mann, die Nägelputzen von einer Frau in Weiß, und die Stiefel blank machen von einem Neger. Da sind Läden — „Blauvogelladen“ heißt der eine, ein Laden voll teurem Frauenputz — Geldwechsel, Postkontor, Notar, Kaffeeraum, Schreibstube, und in den offenen Lifts stehn zierlich gekleidete Mädchen. Beim Abendessen fragte mich das bedienende Mädchen — sie sind ganz in Weiß und haben einen schönen weißen Kopfschmuck reifenartig um die Stirn — auf englisch, ob ich von Deutschland wäre. „Meine Familie ist von Deutschland.“ Ich: „Von welcher Gegend?“ Sie: „Von Hissen-Därmstädt.“ Als ich ihr versichere, daß es eine solche Landschaft in Deutschland gebe, ist sie froh und stolz. Solche Unterhaltungen haben wir häufig.

Wie viele haben deutsche Vorfahren; aber es ist ihnen fast wie eine Sage. Die alte Heimat ist in der Ferne versunken; Amerika beherrscht den ganzen Gesichtskreis. So ging es zuerst den französischen Einwanderern, die hierher kamen, vor hundert Jahren; nun geht es den germanischen Einwanderern so, den Deutschen, Schweden, Dänen und Norwegern, die vor sechzig bis vierzig Jahren kamen. Nachher wird es den Engländern so gehn, als den letzten, nicht weil sie als die letzten kamen, sondern weil sie durch Menge, innere Kraft und kluge Politik des Mutterlandes so stark waren. Danach wird Amerika dem amerikanischen Volk gehören.

Am Nachmittag waren wir in den Straßen, die breit, hell und freundlich sind. Die Stadt hatte vor vierzig Jahren viertausend Einwohner, jetzt 140000. Alles ist neu, jung, frisch, hell. Auf einer breiten Treppe liegt ein Trupp von Jungen, die Decken bei sich haben. Sie sagen auf unsre Frage: „Wir sind Kanadier,“ und Dr. Keiler meinte, sie seien in der Tat auf einer Ferienwanderung von Kanada heruntergekommen. Zwei junge Paare, prächtige, frische Erscheinungen, kommen in staubbedecktem Auto, das mit Laternen, Zelt, Kochgeschirr beladen ist. Sie halten, gehn in den Laden; sie tragen braune Kleidung und die jungen Frauen sind wie die Männer gekleidet. Sie steigen wieder ein und fahren weiter. Ich sehe ihnen nach; ich sehe sie auf der weiten geraden Straße dahinfahren und sehe sie am Wald ihr Zelt aufschlagen, und wünsche ihnen Glück auf der ganzen Lebensreise. Wir gehn in einen offenen Schuhputz-Laden, setzen uns auf die hohen Ledersessel und der Grieche — es sind meist Griechen — gibt unsern Stiefeln einen neuen „Schein“. Da die meinen eine ihm fremde Form haben, sieht er zu mir auf, und es kommt zu einer kleinen Unterhaltung, die aber kümmerlich

gerät, da er ein schlimmes Englisch spricht. Er ist sicher noch nicht lange im Land; aber er hat ein buntseidenes Hemd an und ist ein Herr. So sind hier alle Damen und Herren. Ich spreche mit einem Mann, den ich für einen Arzt oder so etwas halte, und höre von ihm, daß er Arbeiter ist. Das ganze Land Amerika ist Sonntagsland: Alles trägt gute, blanke Stiefel, saubere, gutsitende Kleidung, reine Wäsche, und ist sich ohne viele Sorge und Mühe dreimal gut satt. Sie sind eben nur hundert Millionen in einem Land, das so reich ist, daß es dreihundert Millionen nähren kann. Der Weizen wächst dick auf ihren Feldern; das Öl fließt über ihre Straßen und Wege, und Gold und Kupfer liegt an den Abhängen ihrer Berge fast zutage. Das ganze Volk ist jung, will auch jung sein. Die Älteren sorgen durch Massage, heiße Tücher und dergleichen für blühende Gesichtsfarbe. Das Aussehn des ältern gebildeten Amerikaners ist bartloses, glattes, für den Europäer etwas zu weiches Gesicht mit klugem, freundlichem Lächeln . . . immer noch der boy, der Junge. Inwendig ist aber sicher oft genug Kälte und Menschenverachtung; und hinter manchen lächelnden Augen wohnt Müdigkeit, Bitterkeit oder Bosheit. Aber die Rolle des dear old fellow wird gespielt bis ans Ende.

\*

E p o k a n e , Wash., 24. Juli 1922.

Ich habe eine Stunde ungestört in der Halle des Hotels sitzen können. Sie ist sehr schön. Es ist vieles schön in Amerika. Das Land ist aber so reich, daß alles schön sein könnte. Aber welches Volk lebt so rein und schön, wie es könnte und sollte? Diese großen römisch üppigen Räume in den Riesenhotels, diese Negerflaven — sie sind ja immer noch Sklaven —, und vieles

andere berührt mich römisch=heidnisch; und ich erscheine mir in meinem Auftrag und meiner kleinen Gefahr, in der ich immer bin — wie am Ende jeder im fremden Land — als ein Grieche im heidnischen Rom. Ein alter Mann tritt an mich heran, als ich in der Halle sitze, und sagt: „Ihr habt Ähnlichkeit mit General Grant . . . es ist das Gesicht und die Augen.“ Ich sage, daß ich ein Deutscher bin und daß wir Deutsche auch General Grants haben, eine ganze Zahl. Er sagt: „Es waren brave Soldaten . . . meine deutschen Kameraden im Bürgerkrieg.“ Dann sehe ich wieder in meine Zeitung, die, wie jede große amerikanische Zeitung, auf der ersten Seite viele kurze Berichte über Schicksale von schönen Mädchen, Verbrechern und Reichen bringt. Heute überwiegen die Reichen. Der Reichtum wird sehr gefeiert, die Führer der Industrie werden ‚Magnaten‘ genannt. Sie bilden eine Art Aristokratie. Wenn das Land einmal große unruhige Zeiten erlebt oder die Staatskasse in große Geldschwierigkeiten kommt, wird es zur Bildung eines Adels kommen, zumal der englische Hof und das Leben an ihm für jeden wohlhabenden Amerikaner das Höchste des Menschenlebens ist.

\*

Spokane, Wash., 25. Juli 1922.

In einer Versammlung sagte ein angelsächsischer Professor zu mir: „Ich möchte wissen, wie ein deutscher Mensch alles das, was geschehn ist, ansieht, besonders auch, was Amerikas Rolle betrifft. Können Sie mir das in einer kurzen Darstellung sagen?“ Da sagte ich — es waren etwa zwanzig Leute da — ungefähr folgendes: Das deutsche Volk war sehr zahlreich geworden und hatte keinen Platz zur Ausdehnung. Andre Völker hatten ihn; das deutsche nicht. Es ist von anderen

Völkern umgeben, und Kolonien waren nicht mehr zu erwerben. Das deutsche Volk war davon unruhig in sich, in Seelen- und Lebensnot zusammengedrängt; von je fünf Deutschen war einer im Lande zu viel. Es hätte in diesem gefährdeten Zustand entweder die vorsichtigste oder die kühnste Politik führen müssen. Es hätte seine Politik auf lauter klügste und vorsichtigste Vertrags- und Handelspolitik stellen können. Oder es hätte sich durch einen Angriffskrieg Luft und Raum schaffen sollen. Warum nicht? Es ist heute noch ein grausames Recht der Völker, sich durch Kriege Luft zu schaffen, und es hatte ein Recht auf Raum und Leben. Aber die deutsche Politik tat weder das eine noch das andre. Sie war unsicher, ohne Witterung, ausbiegend, ziellos. Kein Volk der Erde, ausgenommen allein das österreichische, wußte genau, wie das deutsche Volk zu ihm stand. Deutschland war, ohne irgendeine böse aggressive Absicht, aber unsicher und ziellos geführt — gleich einem Wagen mit jungen Pferden und lässigem Fahrer — eine Beunruhigung der Nachbarvölker und dadurch ein Anreiz, eine Versuchung, es mit Hilfe einer Koalition anzugreifen. Und das ist die Mitschuld Deutschlands — es ist eine passive — an dem Ausbruch des großen Kriegs.

Aber die andern Völker, die um uns, hatten zielbewusste, kühne Führer. Sie erkannten sowohl, daß Deutschland wegen seiner schwankenden Politik eines Tages für jeden einzelnen von ihnen eine Lebensgefahr werden könnte, als auch, daß es wegen dieser selben Politik allein stand und zu besiegen war. So beschloßen sie, sich dieser drohenden Gefahr zu entledigen, über es herzufallen und es gründlich auszuplündern, und darüber hinaus auf lange Jahre zum Krüppel zu schlagen. Deutschland war das Pferd, das zerrissen werden sollte, damit sie alle mal tüchtig satt wurden: Tiger und Löwen, und auch die klei-

nen Hyänen. Und so ging es vor sich. Den Schein zu schaffen, als wenn Deutschland der Angreifer wäre, und die Schuld am Ausbruch des Krieges hätte, war bei der unfähigen Leitung des deutschen Volkes nicht schwer.

Das deutsche Volk wehrte sich mit wildem Mut vier Jahr lang gegen die ungeheure Übermacht. Die Feinde mußten immer neue Völker in den Kampf gegen es rufen. Sie erreichten es teils durch Land- oder Geldversprechen, teils durch Lügen. Von all diesen Lügengeschichten ist keine einzige wahr.

Von der Zeit an, da Deutschland durch seine ewig ausweichende, schwammige Politik die Gegnerschaft Englands auf sich lud — und folgerichtig auf sich lud — etwa um 1900, da entstand auch in Amerika, von den intellektuellen alten Familien langsam weitergreifend, Feindschaft gegen alles Deutsche. Der Boden für solche Gegnerschaft war aber von jeher da; denn der Deutsche ist dem geborenen Amerikaner von Natur gegen den Strich. Er ist ihm zu tief-nachdenklich, unfrisch, laut, arbeitssam, feierabendlos. Es ist ein innerlicher Gegensatz. Aber das amerikanische Volk war in seiner ungeheuren Mehrheit doch gegen den Krieg. Sie wußten nicht, wer Recht oder Unrecht hatte; sie fühlten, daß Gott da drüben große Dinge in Bewegung bringen wollte, und daß man da nicht hineinreden dürfe. Aber dann geschah dreierlei. Erstens: Die deutsche Politik, die seit dem Sturz Bismarcks immer töricht gewesen war, handelte während des Krieges noch immer törichter, und verletzte auch das amerikanische Volk. Zweitens: Die Alliierten liehen amerikanisches Geld. Drittens: England kam in Lebensgefahr. England ist für die alten führenden Familien Amerikas, die alle angelsächsisch sind, die Mutter. England und Amerika sind Mutter und Kind. Sie sind ein bißchen böshaft

miteinander, gönnen einander einen kleinen Schaden. Wenn es aber ans Leben geht, steht Amerika zur Mutter, zu England. Obgleich sie mehr als einen Zank hatten, und obgleich der Mutter nicht zu trauen ist: Mutter ist Mutter. Noch hundert Jahre wird England Amerikas Mutter sein und das amerikanische Volk wird ihm in Lebensnot helfen. Noch hundert Jahr lang hat England zweihundert Millionen weiße, kraftvolle, wache Menschen zu seiner Verfügung.

Die angelsächsische Intelligenz in England und Amerika begann nun einen klugen, kalten, grausamen Feldzug gegen das deutsche Volk. Die Behauptung war: Die deutsche Kultur ist nichts als Barbarei und Schlechtigkeit. Das war nun zwar eine Umkehrung der Wahrheit; aber der Beweis wurde in jeder Form von Lüge, Verdrehung und Verleumdung geführt und das Ganze mit den bekannten, edlen, religiösen Worten übergossen: „Mit uns ist Gott, und Deutschland Gottes Feind.“ Kinos, Theater, Kirchen, Schulen, Zeitungen, Kasernen wurden in Tätigkeit gesetzt. Nur die katholische Kirche und die Quäker — die alte und die neue Bornehmheit — haben sich nicht beschmutzt. In vier Wochen war das Volk gewonnen.

Wilson redete große, edle Worte und war kein Lügner. Er versprach dem deutschen Volk, der deutschen Armee, faire Behandlung, wenn sie die Waffen niederlegte. Das deutsche Volk war nach schrecklichem Blutverlust und qualvollem, matt machendem Hunger, nun auch noch von der gewaltigen frischen Macht Amerikas angefallen, am Ende. Es wurde auch gelockt und geschwächt durch Wilsons Versprechung. So verließ es sich auf diese Versprechung, die es in einem edlen reinen Sinn für die des ganzen amerikanischen Volks hielt.

Die Zeitungen stellen es so hin und die Menschen hier sagen

es so, daß Wilson sich in Paris habe überreden lassen, seine ehrlich gemeinten Versprechungen nicht zu halten. Gut. Aber wenn einem Mann das passiert, dann geht er am andern Tag auf den Boden seines Hauses und hängt sich an einen Strick oder gibt sich eine Kugel. In Europa, in Deutschland und England könnte ein Mann wie Wilson nicht länger leben. Und wenn ein solcher Mann Verwandte hat oder wenn er eine Firma vertritt, dann fühlt sich diese Firma in Europa, in Deutschland und England, verpflichtet, bis zum eigenen Ruin die gebrochenen Versprechungen wieder herzustellen und zu erfüllen. Wilson vertrat die Firma Vereinigte Staaten von Amerika. Also war das ganze amerikanische Volk dafür verantwortlich. Aber in Amerika denkt man anders. Sie sagen: Es ist wahr, wir hatten einem schwachen Mann unsere Flagge gegeben. Ein sterbendes Volk sah mit einem edlen Glauben auf diese unsere Flagge; aber er stieß mit ihrem Schaft das sterbende Volk in den Schmutz. Well ... es war nicht hübsch. Aber was schiert es uns? Wir geben die Flagge einem bessern Mann, und vergessen den, der sie nicht gut getragen hat.

Amerika, das uns mit seinen frischen Waffen und feierlichen Versprechungen zur Niederlage gebracht hatte, überlieferte uns, das verhungerte, ausgeblutete Volk, unseren übrigen Feinden. Die warfen sich mit grausamer Bier über das sterbende Volk. England und Frankreich nahmen uns alle Waffen, Schiffe, Kolonien, Geld, wertvollste Landteile. Frankreich behielt unsere Gefangenen und quälte sie; England tötete uns noch, als die Waffen schon ruhten, weitere hunderttausend Kinder. Als England dann satt war von Bier und Rache, trat es zurück, zum siebentenmal im Lauf der Jahrhunderte dick und fett vom Blut und Jammer Europas. Aber Frankreich hatte noch nicht genug; es liegt noch auf dem sterbenden Volk und

saugt sein Blut. Und die Menschheit sieht es an, so wie sie zusah, als dies Volk durch feierliche Versprechungen betrogen wurde. Frankreich und England haben uns nicht besiegt, sollten uns auch nicht besiegen nach dem Willen Gottes. Wir sollten siegen; denn wir waren die Bessern, die Wacheren, die Keineren. Wir waren auch schon im Siegen. Aber da kam Amerika . . . sinnlos, gedankenlos, wider Gott. Und da schlugen sie Deutschland zum Krüppel, und zerschlugen und schändeten ganz Europa. Weil die Verkehrten gesiegt haben, weil Amerika den Verkehrten, den Schmutzigen, zum Sieg verholfen hat, dadurch ist Europa so zerschlagen und geschändet, so voll von hungernden Kindern, zerbrochenem Glück und geschändeter Ehre. Der Sieg über Deutschland ist Amerikas Sieg. Der Friede von Versailles ist Amerikas Friede. Die weißen und schwarzen Franzosen, die Deutschlands Blut saugen, sind Amerikas Söldner; denn der Kredit Amerikas ermöglicht Frankreichs Militarismus. Amerika hat Gottwidriges getan und ist schuld an dem ganzen Elend Europas.

Das deutsche Volk . . . siebzig Millionen Menschen . . . fühlt sich seit acht Jahren durch tausend Worte, Taten und Tatsachen vor der ganzen Welt geschändet und beschmutzt. Alles, was böse und grausame Menschen sich ausdenken können, ist ihm angetan worden. Dazu ist es durch Verraubung und gewollte Zerstörung seiner besten Güter um sechzig Jahre zurückgeworfen. Das ist aber den Feinden noch nicht genug. Sie zerstören und quälen und entehren weiter. Sie sind mit Erfolg dabei, die zwanzig Millionen Deutsche, die nach ihrer Meinung zuviel in der Welt sind, durch Hunger, Tuberkulose und Mord wegzuschaffen. Das deutsche Volk ist ein sehr stolzes Volk, ebenso stolz wie das amerikanische oder englische. Es ist der Glaube dieses stolzen deutschen Volkes — mit Ausnahme

von vielleicht hunderttausend schwächlichen und fränklichen Menschen — erstens, daß das deutsche Volk unschuldiger an dem Krieg war als seine Gegner, zweitens, daß es nach einem langen und kalten Plan verkrüppelt werden sollte und noch soll, drittens, daß dieser Krieg, der nicht 1914, sondern etwa 1909 begonnen hat, noch nicht zu Ende ist. Viertens, daß das deutsche Volk lernen wird, daß es kälter, nüchterner und härter sein muß. Fünftens, daß Gott ihm, nach seiner Not und Buße und Klärung, eine glänzende Genugtuung geben wird.

Das ist die Ansicht der Masse des deutschen Volkes von diesen Dingen. Und nun erwägen Sie, was das bedeutet. Die Menschheit ist blind und taub; sie fühlt nicht, was für eine ungeheure Sache vor sich geht. Die Geschichte der Menschheit wird, auch wenn es zeitweilig anders aussehn wird, durch die Begebenheiten dieser letzten Zeit dreihundert Jahr lang ihre Richtung bekommen. Meinen Sie, daß ich hier als geschlagener Mann durch Amerika fahre? Glauben Sie, daß ich denke, es werde so bleiben und wäre die Gerechtigkeit Gottes, daß die Kinder Amerikas die Pfirsiche unter den Bäumen verrotten lassen und die Kinder Deutschlands haben nicht soviel Brot in den kalten Händen, daß sie satt werden? Welches Volk in diesem Krieg gesiegt hat, das wird man erst nach fünfzig Jahren erzählen können.

\*

S p o k a n e , Wash., 25. Juli 1922.

Man sieht in den Straßen viele abenteuerliche Gestalten aus den wilden Gebirgen, welche die Stadt rings umgeben: Bergleute, Waldhüter, Jäger (Trapper), hagere Menschen mit scharfen Gesichtern, in hohen Schnürstiefeln und großen braunen Hüten, ganz bestaubt. Bis hierher flutet und brandet vom

fernen Westen her auch schon Japan; sie haben die Frucht- und Gemüseläden.

Je weiter wir nach dem Westen kommen, desto bunter und frischer wird die Zusammensetzung des Volkes. Die Menschen, die hier wohnen, sind aus Amerika und der ganzen übrigen Welt zusammengekommen. Ein alter Rechtsanwalt ist in Berlin geboren, hat dann in Louisiana wilde Zeiten erlebt, dann ist er hierher gezogen, neugierig nach dem Westen. Gestern kam ein Mann aus Büsum zu mir. Er hat als Junge am Strand von Dithmarschen für einen Bauern die Schafe gehütet; nun hat er eigne Herden hier im Gebirge zerstreut. Ein Mecklenburger hat dort Minen. Er schilderte uns in seinem freundlichen Haus seine erste tagelange Fahrt nach dem Berg, den er erworben, und wie er ihn mit der Waffe in der Hand hat verteidigen müssen. Er lud uns ein, mit ihm hinzufahren; aber wir müssen weiter. Es war ein Abend wie in einer Gesellschaft von Cooper.

Das Land ist wunderbar zerrissen; Gebirge, welliges Land und Ebene schieben sich ineinander. In der Ebene nimmt die Landwirtschaft von Jahr zu Jahr zu. Gestern fuhren wir in dem Auto des Mecklenburgers übers Land. Es gibt hier Tausende sogenannte Trockenfarmen; da wird ein Jahr Weizen gebaut und im andern liegt das Land in geegter Brache. So liegen weite, weite Felder. Auf dem einen wurde gedroschen: vier Wagen brachten die Garben vom Felde her an den Drescher, drei Mann arbeiteten an der Dampfmaschine, vier am Drescher, zwei davon nähten die Säcke zu. Das war alles. Das Stroh wurde von dem Drescher in Fegen zerrissen und mit einem langen Hals auf einen haushohen Haufen zusammengepustet, wo es nachher verbrannt wurde. Wir sahen auch nasse Farmen, wo auf sehr dürrem Boden durch künstliche Be-

rieselung fruchtbare Ernten erzeugt wurden. Ich sah kraftvollen Mais, Weizen und Pfirsiche. Dicht daneben war unberieselter Boden, der trockne Wüste war.

\*

Seattle, Wash., 27. Juli 1922.

Als wir gestern morgen Spokane verließen, sahen wir zuerst fern auf dem Feld eine Staubhose, die langsam vorwärts ging und alles Lose mit sich riß; sie sollen hier häufig sein. Wir fuhren dann drei Stunden durch eine Wüste, ein Gebirge im letzten Zustand der Verwitterung. Es lagen einige wenige Ortschaften darin, die einen entsetzlich dünnen Eindruck machten. Die wenige Ernte schien verdorrt, da die Landschaft seit April keinen Regen bekommen hat. Während wir aber noch so durch das dürre Land fuhren, sahen wir fern in einem Tal ganze Reihen von Pfirsichbäumen, die durch Bewässerung zum Gedeihen gebracht waren, und man kann nicht wissen, wie diese ganze Landschaft in zehn Jahren aussieht, oder gar in fünfzig. Wir kamen dann in das Kaskadengebirge, das wir in Waldtälern durchquerten. Dort lag und verkam soviel Holz, daß man ganz Dithmarschen damit hätte pflastern können; an anderer Stelle war abgeholzt. Es war fast dunkel, wie wir hier in Seattle ankamen.

Eine lebendige Stadt. Hamburg ist tausend Jahr alt, Seattle, das vierhunderttausend Bewohner hat, vierzig. Du kannst Dir denken, daß diese Vierhunderttausend muntere und unternehmende Leute sind! Abends ein Lichtgewirr, Autos, nicht in Scharen, nicht in Haufen, nein in Massen, an jeder Stelle hunderte. Sie sausen die schrägen Straßen hinauf und hinunter. Alle Menschen wohgekleidet und guten Muts.

Hunger? Kälte? Das kennen sie nicht. Das kennt Deutschland. Aber was geht sie Deutschland an?

Nun bin ich also zu meinem großen Kopfschütteln in die Landschaft gekommen, wo Kai Jans einst das Reich Gottes suchte. Wir wollen morgen auf die Höhen gehn und über die Landschaft sehn, wie er getan hat. Die Stadt liegt sehr schön zwischen Wäldern und hohen Bergen, auf denen ewiger Schnee liegt. Aber die Stadt und die ganze Landschaft ist durch die Waldbrände, die sie rings umgeben, seit Wochen in leichten Dunst gehüllt.

\*

Seattle, Wash., 29. Juli 1922.

Gestern fuhren wir in dem großen Auto eines freundlichen Arztes hinaus, um den Zimmermann Maack zu besuchen, der vor fünfundzwanzig Jahren unser Nachbar im Hemmer Kirchspiel war. Nach einer Stunde erreichten wir dichtes Waldgebiet, über dem schon seit Wochen Brandgeruch liegt. Wir sahen auch hier und da Glut, aber keine helle Flamme. Nachdem wir eine kleine Stadt passiert hatten, kamen wir durch Waldungen, in denen kleine Flächen abgeholzt waren, in der Weise, daß ungeheure Stümpfe, schwarz verkohlt, mannhoch und höher, über der Erde ragten; an andern Stellen war geschlagenes Holz fast haushoch aufgetürmt, um in monatelangem Brand vernichtet zu werden; mitten auf dem frischen Feld stand die kleine Holzhütte des neuen Farmers. Da es Sonnabend war, begegneten uns viele Autos, Familien, die mit Zelt und Kindern hinauszogen, um an irgendeiner Stelle im Wald für die Nacht und den Sonntag zu kampen. Dann wurde die Straße schmaler, und wir fuhren durch dichten, wirren Wald in die Höhe. Wir hatten in der kleinen

Stadt einen Briefträger auf's Auto genommen; denn es wußte niemand sonst, und es konnte auch niemand sonst finden, wo Maack wohnte. Endlich hielten wir an einsamer Stelle im Wald, und da war ein Briefkasten mit seinem Namen. Wir gingen über eine verfallene Bohlenbrücke, über die einmal der öffentliche Weg geführt hatte, und trafen auf einen jungen Menschen, der mit zwei Pferden pflügte, und ich sah am Gesicht, daß er ein Sohn des Gesuchten war. Er ließ die Pferde stehn und führte uns weiter über eine Pflanzung im Wald, auf der noch zwei ungeheure Föhren standen, grade wie Lanzen, und zur Seite zwei Zedern. Und dann kamen wir zu dem Haus, einer vielfach geflickten Holzhütte. Sie sind beide alte Leute geworden. Die Frau war munter wie sonst, und der Mann hatte noch dieselben scheu unsichern Augen, die er in der Heimat hatte. Diese innere Unsicherheit hat ihn damals aus der Heimat getrieben; sie hat ihn dann in Amerika von einem Ort zum andern geführt, bis er nun als ein kleiner Farmer und Holzfäller hier im Urwald einsam sitzt. Weiter kann er nun nicht; denn einige Meilen westwärts schlägt der Stille Ozean an den Strand. Er hat sich geweigert, englisch zu lernen, unterhält sich nur mit seinen Leuten und einem alten deutschen Pastor, der da in der Gegend wohnt. Sie beide und alle ihre Kinder, die wir kennen lernten, sind wackere Leute.

Gestern haben wir in zwei Autos hundertundsechzig Meilen gemacht, nach Nordwesten zu. Wir fuhren erst durch bebaute Landschaft, die aber nur an einer Stelle so wohlgeordnet und schön gepflegt war, wie eine deutsche oder holländische Landschaft. Dann kamen wir in Gebirgstäler, die der Ansiedlung nun erschlossen wurden. Auf kleinen Feldern, auf denen die schwarzgebrannten mächtigen Baumstümpfe dicht nebeneinander

leise rauchten, stand die Hütte des neuen Siedlers, der irgendwo aus Missouri oder Wisconsin herübergezogen war, schwerlich von Geldnot, mehr von der Veränderungssucht, vom Wandertrieb geführt, der vielen Familien hier im Blut liegt. In drei, vier Generationen haben sie wohl viermal alles, was sie hatten, auf Räder gesetzt, zuerst in New York oder Connecticut und daherum, dann in Kentucky oder Ohio, in Wisconsin oder Missouri, und nun am Strand des Stillen Ozeans. Damit sind sie ans Ende gekommen und müssen bleiben. Und nun werden sie zeigen, was an ihnen ist; ob sie noch mehr sind, als nur Wanderer Gottes. Wir kamen zu einer kleinen Stadt und sahen einen kleinen Brunnen an der Straße, und hielten und lasen die Inschrift: „Zur Erinnerung an das erste, in dieser Stadt geborne Kind.“ Dies Kind war noch nicht zwanzig Jahr alt. Wir kamen dann durch hohen herrlichen Wald, Föhren steil bis an den Himmel, Stamm an Stamm. Im nächsten Jahr wird er geschlagen sein; eine Sägemühle mit häßlichen provisorischen Arbeiterhütten wartete schon auf ihn. Neben einem breiten, wilden Gebirgsfluß, der über unzähliges Steingeröll hinabbrauste, nahmen wir unser Mittagessen unter hohen Bäumen, die ansingen, den Hang hinabzurutschen. Die Aussicht auf die schneebedeckten Berge, an deren Fuß wir waren, verdeckte der Rauch der Waldbrände, die im Nordwesten schwelen.

Ich lege Dir einen Artikel bei mit der Bemerkung, daß alles, was über mich darin steht, eigne Phantasie des lokalen Berichterstatters ist. Aus solch einem Artikel kannst Du sehn, wie unpassend diese Situation, in der ich mich nun seit Monaten befinde, für mich ist. Ich habe es Dr. Keiler geklagt, und habe ihm gedroht. Es macht aber keinen Eindruck auf ihn; er lächelt, und behauptet, meine Situation wäre glorreich. Es wird Zeit,

daß ich wieder mein eignes Leben führe. Unglücklich der Mensch, dessen Leben andern gehört.

\*

Seattle, Wash., 31. Juli 1922.

Ich habe nun auf meiner Fahrt durch Amerika hunderttausende Autos gesehen, aber nur einen einzigen schönen Wagen, mit Pferden bespannt. Außerhalb der Städte, auf der Landstraße, trifft man in Amerika keinen Fußgänger. Geht da ein anständig Bekleideter, so hält das nächste Auto und bittet ihn, einzusteigen; man nimmt an, daß er durch irgendein Unglück in die Situation eines Fußgängers geraten ist. Die Todesfälle durch Autos gehn jährlich in die Tausende, zumal da jeder junge halberwachsene Mensch hier fahren darf. Diese Stadt Seattle scheint die autoreichste von allen zu sein. Ihre Straßen sind besetzt, belegt, überladen von Autos. Wo man die Augen hebt, sieht man hunderte Wagen. Vor dem kleinen Hotel hält ein Auto, über und über mit Staub bedeckt. Ein junges Farmerpaar, beide in Reithosen . . . auf der Hochzeitsreise nach Florida. Welche Entfernung! Es ist ungefähr so, als wenn der junge holsteinische Bauer sein Auto in Bewegung setzte, um mit seiner jungen Frau einen Monat in Palermo oder in Griechenland zu verbringen. Und sicher wird es einmal so werden. Die junge Lehrerin in Schleswig oder in Schweden wird zur Sommerfrische nach Spanien fahren, der Hamburger Rechtsanwalt wird zu Geschäften nach Turin und Athen reisen, und in jeder Kinderhand in Niedersachsen werden Bananen und Apfelsinen sein. Das große einige Amerika, die Vereinigten Staaten von Amerika, werden die Vereinigten Staaten von Europa in Erscheinung zwingen.

Europa, wie es jetzt ist, ist wie Griechenland im peloponnesischen Krieg. Deutschland ist Athen, England Sparta, Frankreich Korinth, usw. Man könnte das hübsch und böshaft bis ins einzelne ausmalen. Es ist daselbe auf größerer Bühne. Wenn sich die Streitenden nicht vereinen, kommen die Mazedonier . . . von Osten kommen die Mazedonier. Werden sie sich vereinigen? Es ist möglich, daß England es immer wieder hindern wird. Wenn sie sich nicht vereinen, werden die Mazedonier kommen, die Russen. Sie werden mit einer neuen Kultur kommen und werden in Kraft dieser neuen Kultur alles unter sich zwingen. So ging es, und so geht es; Woge über Woge.

\*

Seattle, Wash., 30. Juli 1922.

Im Sund, draußen auf der Reede, liegt ein mächtiges, stolzes Schiff; in der Zeitung steht, daß es eine Kriegsbeute von Deutschland wäre und daß es die ganze pazifische Flotte verproviantieren könne. Wie ist es möglich, daß ein gutes, kluges und starkes Volk in solches Elend geriet, daß die halbe Welt gegen es aufstand und es beschimpfte, und daß ihm sein Hab und Gut aus den Händen gerissen und über die ganze Erde verstreut wurde? Warum haben unsere geistigen Arbeiter für andere Leute und Völker gedacht, warum haben die Feuer unserer Schmieden für andere geglüht, und die Sehnen unserer Handarbeiter sich gestrafft, um andere Völker reich und froh zu machen? Warum leben die Kinder dieses amerikanischen Volkes in Satttheit und in schönen, warmen Kleidern und sonnigen Tagen, während die deutschen Kinder hungern und frieren und ohne Kinderfreude dahin leben? Warum das? Und was muß das deutsche Volk tun, damit es nicht wieder geschieht?

Daß man sagt, es war lauter Bosheit der Feinde und es war keine Rettung dagegen, ist bequem und unwahr. Unsere Führer und das ganze Volk sahen nicht kalt und klar genug in die Menschheit hinein. Wir sahen nicht deutlich genug, daß man uns wegen unserer Erfolge rund umher haßte und schon lange beschloffen hatte, über uns herzufallen. Wir waren zu blind gleichmütig: wir erkannten nicht die ungeheure, gräßliche Gefahr, in der wir seit Bismarcks Tod waren. Wir dachten: es wird schon gut gehen. Wir sahen nicht in die Welt und irrten uns in unserem Urtheil über jedes fremde Volk. Wenn wir aber einmal an die Möglichkeit eines großen Überfalls dachten, so sagten wir hochmütig: Viel Feind, viel Ehr! Wir thaten wenig oder nichts angesichts furchtbarer Gefahren rund um uns. Wir unterließen es, große Bündnisse zu schaffen; wir unterließen es, durch Demokratie das ganze Volk zu wecken und zum Gefühl der Verantwortlichkeit zu führen; wir unterließen es, die Arbeiter mit dem übrigen Volk zu versöhnen, damit wir ein einiges Volk würden; wir unterließen es, den letzten Mann in den Waffen zu üben. Nach drei siegreichen Kriegen waren wir gleichgültig und bequem und sicher geworden. Der Sieger ist immer dumm. Am dümmsten der Franzose; aber auch der Deutsche: nach Siegen dumm. Mut ist gut; aber Hochmut ist der Völker Verderben.

Diese ungeheuerliche Erfahrung, dieser schreckliche, verzweifelte Kampf, diese entsetzliche Niederlage, diese Schändung von seiten der halben Welt wird in der deutschen Seele eine Veränderung hervorbringen. Nach romantischer und gefühlsmäßiger Auffassung nicht durchaus zum Guten. Das deutsche Volk war zutraulich, gutgläubig, menschenfreundlich, dem russischen ähnlich. Er wird wissender, sachlicher, kälter

werden. Es weiß nun, daß unter Verbrechern und Leichenschändern nur der Mitquäler und Richter seine Existenz hat.

Es scheint in Deutschland Leute zu geben, welche einem Kaiser die ganzen alten Vorrechte wiedergeben wollen. Auf diese Weise können wir zwar einmal zu Glanz und Gloria kommen; ein andermal aber auf eine jämmerliche Weise nach Olmütz oder Versailles. Der eine Kaiser kann ein kluger, vorsichtiger Mann sein, der andere ein kurzsichtiger, unentschlossener. Unser Volk braucht aber wie jedes andere in Notzeit eine harte Herrschernatur. Die aber wird am sichersten durch die Demokratie hervorgebracht; das lehrt, scheint mir, nicht allein der letzte Krieg, sondern die ganze Geschichte der Menschheit. Die Natur des Kaisers und seine verfassungsgemäße Machtstellung war das Hindernis, daß wir in diesem letzten Krieg keinen harten Diktator bekamen. Auch Hindenburg und Ludendorff waren keine Diktatornaturen. Denn wären sie solche gewesen, so hätten sie 1916, als sie die Macht hatten, den Kaiser vergewaltigt und ausgeschaltet, und alles Schwache im ganzen Land zu Boden getreten.

Es wird die Zeit kommen, da werden die Führer der Völker seine edelsten und vornehmsten Menschen sein; aber jetzt ist noch die Zeit, da sie wie wilde Tiere untereinander sind, und dasjenige Volk unter die Füße kommt, das sich sogenannte redliche und unzulängliche Leute zu Führern wählt. Daß wir das nicht wußten, dadurch ist es gekommen, daß das große, schöne deutsche Schiff hier, sechstausend Meilen vom deutschen Land, in fremden Diensten steht und daß deutsche Kinder hungern und frieren. Wir müssen wünschen, und die Frommen müssen darum beten, so sauer es ihnen wird, daß Gott uns einen großen, großen Bösen schenkt. Möglichst einen, der auch viel Gutes in sich hat. Wir hatten einige solche. Noch brauchen

die Völker in Not Führer, die keine Heiligen sind, Leute wie Saul und David, Cäsar und Napoleon, Friedrich den Großen und Bismarck. Einst, nach Jahrtausenden, werden sie von Heiligen geführt werden.

\*

Seattle, Wash., 30. Juli 1922.

Gestern abend zur Vorstellung des „Wayfarers“. Fünftehtausend Menschen in offenem Theater. Der Autor, ein Pastor, behauptete in seiner Ansprache, daß er das Werk selbst verfaßt und nur eine Inspiration von Handel benutzt hätte. In Wahrheit ist das Ganze von Handel und ist nur verwässert, und vorne ist eine Schreckensszene angeleimt, wo deutsche Soldaten über Frauen herfallen, und hinten eine amerikanischpatriotische Massenszene angefügt. Der Mann hat in einem Interview, das ich zufällig las, gesagt, daß er mit siebzehn Jahren, und zwar von seiner späteren Frau, zum gläubigen Christentum bekehrt worden wäre. Ob diese Bekehrung nötig war, um an einem großen Künstler ein Magiater und an einem ehrlichen Volk ein Ehrabschneider zu werden, verstehe ich nicht. Die Masse des amerikanischen Volkes ist rührend in seinem Glaubenwollen und seinem Trauen. Es wird ihm aber nicht das rechte Gut dargeboten, große, weite, gerechte Menschheitsachtung und Menschenliebe. Das Werk trieft von öden Worten, von leerem Legendengefasel. Am andern Tag, als wir an einer Straßenkreuzung standen und in das Leben und Treiben sahen . . . es kreuzten hunderte Menschen die Straßen . . . sah ich plötzlich dies: Es kam ein junger Mensch, fast noch ein Knabe, über die Straße, eine seltsam edle, ein wenig, ich will sagen, altmodische Erscheinung, schmal von Gesicht, mit tiefen,

ernsten, etwas weltfremden Augen, einem kleinen Rucksack auf dem Rücken, einen Stock in der Hand, bestaubte Stiefel . . . ein junger Wandersmann. Ich hatte das deutliche Gefühl: Wie fremd ist dieser Mensch in diesem Volk! Wie ganz anders, und wie groß, klar und rein ist seine Seele! Dieser junge Mensch wird vielleicht schon ein Prophet des amerikanischen Volkes werden. Solche wird das Volk mehrere bekommen. Und das Volk wird über sie lachen, und die Pastoren des Volkes, voran die englischen Sekten, werden sie mit Hohn und Verachtung bewerfen. Und dann, eines Tages, wird einer wie der Heiland kommen. Was für ein großes Kreuz werden sie für ihn aufrichten und wie werden sie ihn verachten und verurteilen! Im Namen Gottes . . . Denn . . . „God is our friend!“ Und danach, wenn sie das getan haben, werden sie erfahren, wie sie sich versehen haben, und werden zu einer höhern Religion fortschreiten.

Ich habe hier im stillen nach R. D. gesucht und erfahren, daß er tot ist. Er ist arm und einsam gestorben, zuletzt Arbeiter am Wegbau. Es trat beim Bankett ein fremder Mann an mich heran und sagte es mir. Er hatte einmal von mir gesprochen, daß er mein Schulkamerad wäre. Es jammert mich der Gedanke, daß er hier in seinem Grab liegt, so arm und so in der Fremde, am Rand der Welt. Wie groß wird sein Heimweh gewesen sein!

\*

Seattle, Wash., 1. August 1922.

Gestern habe ich bei einem Frühstück, das angesehenere Deutsche mir gaben — darunter Helene Gerdjen, geb. Testorf, unsre alte Freundschaft — eine Ansprache gehalten. Darauf waren wir bei einem Großschlachter, einem gebornen Bayer,

der eben von Europa zurückgekommen war und siebzig Gemälde mitgebracht hatte. Er hatte Defreggers, Trübners und Thomas. Nachher gingen wir mit einem Professor von der Universität, einem rechten, ehrlichen, mühsamen Gelehrten, in das Klubhaus der Universität, wo ich acht anwesenden Professoren, die für Deutschland Interesse hatten, in einer gemütlichen Form, am Kamin sitzend, einen Vortrag hielt. Ich bin froh, daß wir diese Stadt bald verlassen, die so voller rastloser Autos ist, welche die abschüssigen Straßen hinauf und hinunter jagen. Jeder Tag bringt ein Unglück. Und die guten Menschen, da sie uns alles zeigen wollen, fahren uns immer wieder grade die abschüssigsten Straßen auf und ab.

Dr. Keiler sagt, daß meine Ansprachen allmählich anfangen zu „versteinern“. Es ist in der Tat so, und kein Wunder. Ich muß schon aus diesem Grunde zu Ende kommen. Ich kann nichts andres bringen, es wäre Nebensächliches; und ich kann auch nicht, wie Bryan getan haben soll — und hat damit geprahlt — tausendmal dasselbe sagen. Es ist eine unmögliche Situation; und es darf niemand sehen, wie ich mich benehmen werde, wenn ich am 27. abends in S. Diego, nach der letzten Rede, die ich zu halten habe, allein in meiner Stube bin.

\*

T a c o m a , Wash., 7. August 1922.

In Seattle war jeder fünfte Gast in unserm Hotel ein Japaner, und am letzten Tag waren wir noch in einem japanischen Buddhatempel. Der kleine Priester empfing uns an der Tür und zeigte uns die Gesangbücher — er las auf meine Bitte einiges daraus vor, es klang gut — und die Trommel, die dunkel genug dunste, und die Zuckerfrüchte, die der Priester

segnet und die Gemeinde ist — eine Art Abendmahl —, und wunderschön gestickte Vorhänge von schwerer Seide. Zuletzt öffnete er auch den altarartigen Aufsatz und zeigte das Bild Buddhas. Ich unterhielt mich lebhaft mit dem kleinen gelben Mann, und prahlte nachher vor Dr. Keiler, daß ich ein besseres Englisch gesprochen hätte als jener, was er zugeben mußte.

In Seattle waren viele liebe Menschen. Die Freundlichkeit und Fürsorge, mit der wir in allen Städten aufgenommen werden, ist köstlich. Auch hier werden gute Leute sein; aber wir lernen nur wenige kennen, da wir heute schon wieder fort müssen. Nach dem Vortrag kommen immer Hunderte, oft mehr, und schütteln die Hände, und sagen: „Grüß' Deutschland!“ und einige, wenn sie es sagen wollen, wenden sich ab und weinen.

Ich hatte mit dem klugen Dr. Wislicenus eine lange Unterhaltung, zuerst über philosophische Dinge, wobei er im Gegensatz zu Eucken die Einheit alles Lebens erkannte. Darauf sprachen wir in Gesellschaft von Dr. Keiler über die Deutschamerikaner und kamen zu folgenden Ansichten: Die meisten Deutschstämmigen — und ebenso ist es mit den Eingewanderten anderer Völker — sind wegen wirtschaftlichen Drucks ausgewandert und in dies Land gekommen. Man macht leicht den Fehler, zu denken, die Deutschstämmigen in den Städten seien in Deutschland Handwerker, die Farmer Bauern gewesen. Das ist nicht so. Sie waren in Deutschland in den Städten Arbeiter und auf dem Lande Tagelöhner. Daher darf man sich nicht wundern, daß die erste Generation dieser Leute, die noch dazu des Englischen nicht mächtig war, ganz ohne Bedeutung blieb. Sie waren bei Haus- und Wegebau, Fabrik- und Brückenbauten, bei Waldschlag und im Farmbetrieb die einfachsten und mühsamsten Arbeiter. Dazu kommt, daß der Deutsche geistig

schwerfälliger ist, als der Engländer oder Ire. Auch die zweite, die hiergeborene oder als Kind hierhergekommene Generation, die jetzt graues Haar hat, ist in ihrer Jugend noch mit dem Aufbau ihrer wirtschaftlichen Existenz schwer beschäftigt gewesen und konnte kulturell und politisch unmöglich viel bedeuten. Erst ihre Söhne, die dritte Generation, sehen über die Grenze des Berufs hinein ins Volk, studieren, suchen Ämter, greifen in die Geschichte des Landes ein. Diese dritte Generation ist aber amerikanisch. Freilich immer noch mit germanischen Werten in der Tiefe; denn solche Volks- und Stammeswerte wirken noch lange im Geblüt der Menschen. Diese Werte der germanischen (deutschen und skandinavischen) Einwanderung werden von nun an, von dieser dritten Generation an, im verstärkten Maße in Erscheinung kommen und dem amerikanischen Volk zum großen Segen sein. Zu dem Neuenglandtum, das bisher ganz allein regiert hat, wird nun Germanisches hinzukommen. Nach weiteren fünfzig Jahren wird wieder neues Blut hinzuschießen. Von da an wird die dritte Generation der osteuropäischen Einwanderung sich in den Geschichten des Volkes bemerkbar machen. Und wieder wird das amerikanische Volk innerlich freier von England werden. Ja, und dann wird hier in Amerika ein wirklich amerikanisches Volk leben und sein Schicksal bestimmen.

Das Deutschtum in Amerika besteht jetzt in drei Formen: 1. Die Reichgewordenen, die oft in Gruppen, öfter ganz allein im amerikanischen Gesellschaftsleben aufgehen. Helle, kühne, zum Teil rücksichtslose Naturen, haben sie sich sofort mit aller Kraft in das volle Leben des neuen Landes hineingeworfen und haben das Herkunftsland fast vergessen. Soweit sie seiner gedenken, verkehren sie doch aus begreiflichen gesellschaftlichen Gründen nicht mit der folgenden zweiten Form. 2. Die, welche

sich in deutschsprechenden Vereinen und bei deutscher Geselligkeit zusammenfinden. Meistens sind es auch dieselben, die durch die deutschsprachige Zeitung der Stadt und Umgegend erreicht werden. Manche von diesen haben gewiß weiter nichts mit deutschem Wesen zu schaffen, als daß sie in deutscher Sprache kugeln und Skat spielen. Ich habe es erlebt, daß sie in dem Gesellschaftsraum bei ihrem Spiel blieben, während ich im Nebenraum von der Not der deutschen Kinder redete. Aber die meisten haben eine treue und rührende Anhänglichkeit an ihr Herkunftsland und haben Deutschland in seiner Not reichlich und lange geholfen. 3. Die Hunderttausende, in der Mehrzahl kleine Leute in den Städten, besonders den kleineren, und besonders die Farmer auf dem Lande, die nach der Lage ihres Wohnorts oder nach ihrer Neigung außerhalb der Geselligkeit deutscher Kreise stehen. Bei diesen allen ist in der ersten Generation viel stilles, schmerzliches Heimweh.

Im allgemeinen ist das Deutschtum hier im Lande durch die Niederlage und Revolution des Heimatlandes an Zahl stark verringert. Hunderttausende sind abgefallen, sind ganz amerikanisch geworden, wollen nichts mehr von Deutschland hören, ja hassen es. Das Strahlende ehrten sie noch, es war ihnen ein Schmuck ihres Lebens; aber das Gestürzte und Unglückliche hassen sie. Die Anhänglichgebliebenen sind seelisch niedergedrückt. In den früheren glänzenden und großen Versammlungen während des Krieges, bevor Amerika hineintrat, hatte man im Glauben an ein siegreiches und ruhmreiches Heimatland reichlich, ja großartig gegeben; nun aber sollte man für ein geschlagenes und gedemütigtes sich versammeln und Gutes tun. Dazu kommt, daß alle, und grade diejenigen, die all die Jahre hindurch gern geholfen haben, darunter tausende bis an die Grenze ihres Habens und Könnens, nach so vielen Jahren

des Gebens müde sind oder von ihrem Gemüt gezwungen werden, das, was sie leisten können, in Form von Geldsendungen oder Paketen direkt an bestimmte Familien nach Deutschland zu schicken . . . Was die Reichen angeht, so haben sich sehr viele aus Sorge um ihr Vermögen und weil nur ein siegreiches Heimatland den Interessen des Geschäfts und der Gesellschaft Rechnung bringen konnte, seit der Niederlage Deutschlands ganz von ihm zurückgezogen und geben nicht mehr.

Die, welche zu den Vorträgen kommen und welche geben, sind die ältere Generation. Die Jugend, das zweite und dritte Geschlecht, ist dabei, amerikanisch zu werden oder ist es schon. Ein deutschamerikanischer Sprecher sagte in einer meiner Versammlungen: „Wir gehen im amerikanischen Volk auf, und das ist menschlich und sittlich so richtig. Dies unser Helfen ist unsre letzte Tat.“ Das ist auch meine Meinung hierüber. Und diese letzte Tat der Deutschamerikaner ist schön, groß und edel. Niemals darf das deutsche Volk sie vergessen. Sie haben uns aus reiner Liebe hunderttausende lieber Kinder am Leben und Gesundheit erhalten, unzählige verzweifelte Mütter wieder aufgerichtet. Ich träume zuweilen, daß die Zeit kommen könnte, wo in Berlin im Tiergarten einmal eine Denkmalstraße entstünde, wo nicht die Geschichte eines Fürstengeschlechts, sondern die des deutschen Volkes in schlichten, edlen Bildwerken dargestellt würde. Da würde man die Völkerwanderung sehen und die alte Kaiserherrlichkeit, den mittelalterlichen Bauern- und Kaufmann, den Streit der Religion, den Jammer des Dreißigjährigen Krieges, die Not von 1813, die Freude der Vereinigung 1870, das Streben der Arbeiter nach Bildung und Erhöhung, den sterbenden Kolonisten in Südwestafrika, den ältlichen Landsturmmann von 1915, die darbenende deutsche Mutter mit ihrem hungernden Kind . . . es würde über allem

wie Staub und Sturm liegen, denn durch Staub und Sturm ging das deutsche Volk. Und da würde man auch eine Gestalt sehen, rührend in ihrem Heimweh und ihrer Liebe, und in der ausgestreckten Hand ein Brot, die Gestalt von Deutschamerika, das dann vergangen sein wird.

\*

Im Southern Pacific, 12. August 1922.

Von Tacoma fuhren wir im Auto bis Chehalis. Dort wartete ein Portlander Freund auf uns und fuhr uns auf oft schlimmen Wegen weiter nach Süden. Nach einigen Stunden erreichten wir den Columbia River, den wir auf einer Fähre querten, und fuhren dann noch eine Stunde an dem Fluß entlang und erreichten im Dunkeln Portland, wo wir seine Gäste waren. Wir besahen seinen kleinen Weinberg und die glänzende Stadt, und besuchten deutsche Freunde, und ich sprach in einem gut besetzten Saal. Am andern Tag machten wir eine Fahrt von hundert Meilen nach Osten zu, den Fluß hinauf, auf einer berühmten Gebirgsstraße. Wir fuhren an guten Stellen mit fünfzig Meilen Eile, an schlimmen langsamer, zuweilen an Abgründen von tausend Fuß entlang. Hinter The Dalles wurde die Landschaft schrecklich rauh, staubig und unfruchtbar, und wir kamen zu den großen Schnellen und Katarakten des mächtigen Flusses. Dort wohnten Indianer, die von den Höhen südlich, wo sie ihre festen Plätze haben, heruntergekommen waren, um im Fluß Lachse zu fangen, die vom Meer herauf kommen, um zu laichen. Wir sahen einige der Indianer und sprachen mit ihnen. Sie sahen sehr chinesisch aus; doch hatten sie diese größeren, ehernen Züge, die so ergreifend wirken. Ihre Farbe war ein wunderschönes blankes Braun von größtem

Ernst. Seltsam uralt sah es aus, wie in einiger Entfernung einer stand, dicht neben dem brausenden Wasser und mit gezücktem Speer auf den Fisch wartete.

Als wir noch so standen, kam im Staub des Weges ein überdeckter Wagen vorbei, der eine wandernde amerikanische Familie trug. „Sehen Sie,“ sagte mein Begleiter, „weiße Indianer, Leute, die ohne Rast und Heimat durch das weite, weite Land ziehn.“ Sie waren am Stillen Ozean angelangt und konnten nicht weiter, da kehrten sie den Weg zurück, den sie vielleicht vor Jahren gekommen waren, ziellos und zwecklos. Von diesen Leuten wird Amerika in zwanzig Jahren viele haben, denn immer mehr werden bei der Rastlosigkeit, welche das Klima des Landes zu erzeugen scheint, bis ans Ende gekommen sein, nicht mehr wissen, was beginnen, und weiter wandern. Als wir noch so standen und darüber sprachen, kamen aber zwei andre Wagen, zwei mächtige Prairieschoner, große, starke Fuhrwerke, mit vier guten Pferden bespannt. Auf dem ersten neben den Eltern ein schmucker Junge, der Hund zwischen den Rädern, und ein zweiter Junge und ein Mädchen auf Pferden hinterher, redliche, ordentliche Farmer, die wohl in Wisconsin oder Minnesota verkauft haben und westwärts eine neue Heimat suchen. Mögen sie dort lange siedeln und glücklich sein . . . Wir kamen spät abends nach Haus.

Wir sahen unterwegs noch mehrere Indianer und immer habe ich das Gefühl der Behmut. Da ist ein ganzes Volk vom Erdboden weggefegt, wie Wild gejagt, vernichtet. Aber das liegt mir wohl nur so im Sinn, weil es noch frisch im Gedächtnis ist, weil die Großväter die Totschläger waren. Unter dem deutschen Volk liegen auch die Erschlagenen eines früheren Volks, auch im Namen Gottes erschlagen; aber sie liegen tiefer. Es ist tausend Jahre her und sie sind lange vermodert; nur ich

und wenige andere, die in die Erde sehn, denken daran, wenn wir durch Deutschland fahren. Wie im Wald oder auf dem Feld ein Kraut (oder Unkraut; das ist dasſelbe) übereinander wächst, ſo läſſeſt Du die Völker wachsen und untergehn. Wenn man hier nach den Indianern fragt, antworten ſie unſicher und nicht gern. Sie entſchuldigen ſich damit, daß ſie ſau waren und blieben, ſich betranken und logen, und ſich nicht anpaſſen, nicht zivilifieren wollten. Da waren ſie im Wege und wurden vernichtet, ſo wie der Wald vernichtet wurde, der auch im Wege war. Die Völkerwanderung, das robuſte, eilige, friſche Wander- und Koloniſtenvolk, rannte über ſie weg, und ſo gingen ſie zugrunde. Wie uralt ſah der aus, mit dem ich ſprach! Wie ein Dreitauſendjähriger! Es war etwas Verſchlafenes, Lebensfremdes in ihm. Sicher war es Gottes Wille, daß ſie ſtarben; ſie waren zu alt geworden. Aber es bleibt doch Schuld; und Schuld wird bezahlt. Die Erde, darin ſie liegen, wird dem amerikaniſchen Volk auch andere Dinge bringen, als üppi- ge Saaten, Öl und Gold. Das iſt das Sonderbarſte an dem Volk, das auf dieſem Stück Erde wohnt, daß ſie zu glauben ſcheinen, ſie würden dreihundert Jahre und in aller Zukunft ein glückliches und lachendes Volk ſein, wie ſie es jetzt ſind.

Das amerikaniſche Volk befindet ſich hier im Weſten noch in ſtark kolonialem Zuſtand; ja, man kann behaupten, daß das geſamte Volk noch ſtark in dieſem Zuſtand iſt. Ich denke dabei zuerſt an gewiſſe geſellſchaftliche kleine Dinge und Erſcheinungen: z. B. die Notwendigkeit der Spucknäpfe, die blan- ken Leibriemen, die Form des Eſſens, daß ſo häufig alles zu- gleich auf den Tiſch gepackt wird, der häufige Gebrauch der zweifchläfrigen Betten in den Hotels, ſelbſt in guten. Aber da ſind noch andre Zeichen: Dieſe aufgegebenen Friedhöfe . . . irgendwo an einem Waldbrand im grünen Feld, zuweiſen in

ganz einsamer verlassener Landschaft. Die da einst um die Gräber wohnten und standen, sind weiter gezogen, westwärts. Dazu die kümmerlichen Farmgebäude, mit all dem Hüttenwerk um sie, und all die Häuser von Holz, in denen noch das Gefühl sich ausdrückt, daß man nicht weiß, ob man nicht bald wieder weiter wandern will. Dazu die ungeheure Bedeutung der Gerüchte. In allen Zeitungen sind dreiviertel des Inhalts dem Wesen nach nicht objektive Berichte, sondern Gerüchte und Anekdoten. Auf ein Gerücht hin ging dies Volk dreitausend Meilen weit über den Ozean und stieß ein tapferes gutes Volk in Schmutz und Schande. Auf ein Gerücht hin! Auf eine Lüge hin, die es in edler Seele glaubte! Welche unglaublichen Dinge tut Gott, und läßt die Menschen sie tun! Wie abgrundtief ist sein Wille und der Weg seines Willens! Und was ist das für ein großes Erlebnis, einem fremden, großen Volk bei seinem Wesen und Treiben zuzusehen!

Wir haben die Höhe des Gebirges noch nicht erreicht, sind noch in Oregon; aber in einer Stunde beginnt der Abstieg nach Kalifornien.

\*

Im Southern Pacific, 12. August 1922.

Ich höre, daß einige Zeitungen in Deutschland das, was hiesige Reporter über meine Ansprachen berichten, für bare Münze nehmen, obgleich sie wissen, daß die Zeitungsleute in diesem Land eine ziemlich eigenwillige Phantasie haben. Was ich hier in meinen Vorträgen oder in privaten Kreisen sage, weiß jeder, der meine Bücher kennt.

Ich bin in meiner Jugend, aus meiner Natur heraus, ein Anhänger von Friedrich Naumann geworden und habe diese meine politische Überzeugung niemals geändert. Ich bin immer

für ein demokratisches Kaisertum gewesen, wie Naumann es in seinem Buch: „Demokratie und Kaisertum“ dargestellt hat. Seit Naumann seine Partei auflöste, bin ich nicht Mitglied irgendeiner Partei; es gab und gibt keine, die meiner Natur entspricht. Es ist aber bei meiner politischen Überzeugung ganz selbstverständlich, daß ich der Republik aufs treueste und mit allen Kräften diene, als der Form, für die die Mehrheit unseres Volkes sich zurzeit entschieden hat und welche die Demokratie, an die ich nach meiner Natur von meiner Jugend an glaube, statuiert hat. Ich bin kein begeisterter und vor Begeisterung blinder Anhänger der Demokratie, aber ich glaube, daß diese Staatsform ein Fortschritt der Menschheit ist und daß alle Völker durch sie hindurch müssen. Das Wesen aller Demokratie ist, daß der politische Mensch in ihr nicht das tut, was recht ist, sondern das, was seine Wiederwahl sichert, was dann zwar nie das Böse, aber meist nur das Halbrechte ist. Aber dies Halbrechte tun ist besser als das Ganzrechte wollen. Denn das Ganzrechte dringt in der Politik nicht durch, wohl aber das Halbrechte. Das findet die Zustimmung der Masse.

Demokratie bedeutet mir: 1. Die Tatsache, daß sich alle würdig und mitverantwortlich fühlen für ihren Staat. 2. Die Tatsache, daß infolge dieses Gefühls das ganze Volk das höchste moralische Gefühl der Einigkeit hat. Aus Nationalismus, aus „Deutschnationalismus“ . . . um die Stoßkraft des Volkes aufs höchste zu bringen . . . bin ich Demokrat. Die Demokratie schafft einem Volke die innere Einigkeit und schafft ihm in Notzeit automatisch einen Diktator; die konstitutionelle Monarchie tut weder das eine noch das andre. 3. Die Tatsache, daß innerhalb des Gefühls allgemeiner Würdigkeit und Verantwortung in der Wirklichkeit Reichthum und Bildung die Herrschaft haben. Ich will, daß Reichthum und Bildung regieren; aber ich will

nicht, daß es ihnen zu leicht sei, indem sie, wie es im alten Staat der Fall war, privilegiert sind. Sie sind durch den Umstand, daß sie Geld und Bildung besitzen, schon privilegiert genug. Ich will, daß sie gezwungen sind, mit größter Klugheit und Anstrengung immer wieder um die Herrschaft zu ringen.

4. Die Hoffnung, ja die Gewißheit, daß die deutsche Demokratie sozialer und gerechter gegen die Armen, Kinder und Alten sein wird als die Demokratie mehrerer anderer Völker. Das ist von meiner Jugend bis heute ohne Wanken meine Meinung gewesen, immer aus dem einen mich beherrschenden Gefühl heraus, dem deutschen Volk zur äußeren Sicherheit und auf einer mittleren Linie zum inneren Frieden zu verhelfen.

Als ich hier ankam, habe ich in meiner ersten Ansprache in Newark, N. Y., die Schuld am Krieg berührt. Ich sagte den Satz: Ich glaubte, daß alle Völker, die in den Krieg verwickelt wurden, in gleicher Weise vor Gott schuldig wären. Mehr habe ich darüber in Newark nicht gesagt. Hier, an dieser Stelle, will ich einiges Weitere darüber sagen. Ich weiß, und sage überall in kleineren Kreisen, daß die Behauptung, Deutschland wäre allein schuld am Kriege, ein Irrtum ist, von dem die Welt erlöst werden wird. Gewisse Leute in der französischen Regierung und am russischen Hof haben den Krieg gewollt und haben ihn gemacht. Aber Deutschland hat Mitschuld am Krieg, nicht eine aktive, aber eine passive, insofern, als es durch ungeschickte (unpsychologische), sprunghafte und schwächliche Politik die andern beunruhigte und ihnen nahe legte und erleichterte, den Krieg zu entfachen. Wenn ein Mensch, der seine Türen und Schränke nicht verschließt, bestohlen wird, so bin ich immer der Meinung gewesen, daß der also Bestohlene ebenso viel Schuld hat wie derjenige, der durch seine Versuchung ein Dieb wurde. Ich bin auch immer der Meinung ge-

wesen, daß Dummheit und Wankelmuth ebenso große Sünden sind wie das aktive Böse. Das ist meine Meinung hierüber. Ich habe dann auf den Rat einiger verständiger Männer den Gegenstand der Kriegsschuld in meinen öffentlichen Ansprachen nicht mehr berührt.

Es ist mir dann in einigen Zeitungen in Deutschland der besondere Vorwurf gemacht worden, daß ich gesagt hätte, daß die Revolution ehrenwert gewesen wäre . . . Es ist die größte Not meines Lebens gewesen, daß ich nach der Revolution eine Zeitlang meinte, daß unser Volk ehrlos wäre. Ich sah hier dann diese tausende, banger, oft weinender Augen auf mich gerichtet, mit der Frage in der Tiefe: „Was ist mit dem alten Heimatland, darf man es noch lieben und ehren? Darf man noch stolz darauf sein, daß man von deutschem Blut ist?“ Da habe ich wieder und wieder nachgedacht, wie es geschehen ist, und ich habe es so erkannt und dargestellt: Ich habe gesagt, daß alle alten Völker dasselbe erlebt haben wie Deutschland. Ich habe erzählt, wie Holland, Schweden, England einmal eine verkehrte Politik gemacht und Revolution gemacht hätten und in die schwerste Not gekommen wären; aber wenn die Menschen dieser Völker in dieser unsrer Gegenwart über die Geschichte ihres Volkes nachdächten, so erschienen auch diese schwarzen und schrecklichen Zeiten ihnen ehrenwert. Und so, fuhr ich fort, wird es auch dem deutschen Volk ergehen. Ich erzählte dann zuerst von dem tapferen ernstesten Aufstehn in den Augusttagen 1914, das jeden Fremden erschüttert hat, der es mit angesehen hat. Ich schilderte dann die schweren Kämpfe im Osten; und dann den ergreifenden, tapfern Kampf der Jugend in Flandern, und dann das tapfere Ausharren des ganzen Heeres und die schrecklichen Leiden der Millionen Frauen, besonders auch das tapfere und treue Ausharren der Arbeiterfrauen

und Kinder im ganzen Land. Und ich sagte bei jedem Absatz, daß dies alles groß und ehrenwert gewesen und als eine große Menschheitsfrage da stände. Aber nun die Revolution! Da sage ich — und das ist meine Meinung hierüber —: Die Empörung in Wilhelmshaven und Kiel und Eisner, und das alles sei verwerflich und traurig gewesen. Aber jedes große Volk habe 200000 Überidealisten, Narren oder Verbrecher, und so läge in dieser Erscheinung keine besondere Schande für unser Volk. Diese Begebenheiten in Kiel, Wilhelmshaven, München und anderen großen Städten wären auch noch nicht die Revolution gewesen, sondern nur eine Revolte, d. h. ein Versuch zur Revolution. Die Revolution wäre eine ganz andere Sache. Sie hätte darin bestanden, daß ungefähr zur selben Zeit das ganze übrige Volk, verhungert, geschwächt und zermürbt von Kummer und Verzweiflung über das lange, schreckliche und wie es schien endlose und aussichtslose Menschenmorden, verführt und gelähmt auch durch die feierlichen Versprechungen Wilsons, zusammengebrochen wäre. Dieser innerliche Zusammenbruch hätte alle erfaßt: die tapfern Fürsten, die mutigen und treuen Offiziere, die Masse des Heeres, das vier Jahre lang bis zur Grenze der seelischen und körperlichen Fähigkeiten standgehalten hatte, und die Millionen deutscher Frauen, die Not und Hunger so lange aufs geduldigste und heldenhafteste getragen hätten. Ich sage: haben die Fürsten, Offiziere und die Massen des Heeres, auch die Massen der Arbeiter nicht über vier Jahre lang gezeigt, daß sie tapfere, ehrliebende Menschen waren? Warum haben diese Bürger und Arbeitermassen, die vier Jahre lang so tapfer und treu gekämpft hatten, diese lumpige Revolte der Zweihunderttausend nicht niedergeschlagen? Und warum ist der tapfere deutsche Adel und die Masse der Offiziere nicht treu gewesen „bis in die Bendee?“ Man soll

nicht sagen: Es war diesmal keine Bende möglich. Die war doch möglich, an mehr als einer Stelle. Zuletzt, warum haben die Fürsten nicht selbst um ihre Throne gekämpft, und wäre es mit dreihundert Mann ihrer Verwandten und Jäger gewesen? Warum ließ das ganze Volk vom Kaiser bis zum letzten tapferen kleinen Kadetten die Arme sinken? Was ist darauf die Antwort? Aus Feigheit? Unsinn. Sondern, weil die deutsche Seele inwendig zusammenbrach. Die russische Seele ist weich; sie brach zuerst zusammen. Die deutsche Seele ist weniger weich, doch weicher, gütiger, menschlicher als die der westlichen Völker. Sie brach als zweite zusammen. Sie konnte das Morden und das Leiden der Frauen, Alten und Kinder und den Schmutz der Not, der höher und höher stieg, nicht länger ertragen.

Es ist eine große Einseitigkeit und Ungerechtigkeit, wenn Ablige und Offiziere sagen: das deutsche Volk hat sich beschmutzt und geschändet, und ihr Leben lang mit Haß und Bitterkeit auf den Augenblick starren, da ihnen irgendein junger Narr oder alter Lump die Achselstücke abriß. Das war nicht das deutsche Volk. Für die Masse des deutschen Volkes, Fürsten, Adel, Offiziere, Bürger, Arbeiter, Bauern war die Revolution dies: sie brachen zusammen. Sie waren am Ende ihrer Kraft. Es kommt auch für den Tapfersten die Stunde, wo er sich nicht mehr aufrecht halten kann und zusammenfällt und das sieht dann nicht gut aus. Bei keinem! Ein Mensch, in Fieber und Qualen zusammenbrechend, das sieht nicht gut aus. Das ist die deutsche Revolution. Die Masse des deutschen Volkes hat die Revolution nicht gewollt, hat auch keine gemacht. Es war keine Revolution; es war ein Versagen, ein Zusammenbrechen, ein am-Ende=Sein. Und nur der Unverständige, der die Not des einfachen Volkes, besonders der Frauen, nicht nachfühlen kann, wird sagen, daß dieser Zusammenbruch zu früh kam. Es war

vom deutschen Volk, vom Kaiser bis zu den Bürger- und Arbeiterfrauen, Übermenschliches geleistet worden.

Nein, das deutsche Volk hat sich selbst nicht geschändet. Aber die Feinde haben es geschändet. Sie haben es vor dem Krieg und während des Krieges mit ihren Lügen geschändet, und danach haben sie das deutsche Volk durch feierliche Versprechungen, die sie nicht halten wollten, verführt, die Waffen niederzulegen. Sie haben, Amerika an der Spitze, das deutsche Volk mit dem Mittel feierlicher heiliger Versprechungen zur Niederlegung seiner Waffen bewogen. Danach haben sie nach dem Waffenstillstand, unter Vetten und Lobfingen (Wilson und Floyd George), mit beabsichtigter Grausamkeit die Blockade weiter bestehen lassen und deutsche Kinder und Alte und junge werdende Mütter zu Zehntausenden sterben und verkommen lassen. Wie nie dagewesen ist in der Welt, so unmenschlich haben sie am deutschen Volk gehandelt. Danach haben sie das deutsche Volk zum Frieden von Versailles gezwungen, so wie Räuber im Wald den Ermattenden, Sterbenden mit Knüppeln zwingen, daß er alles hergibt, was er in der Tasche hat, dazu einen Schein, daß er der Schuldige war. Und danach haben sie in den weiteren Paragraphen des Friedensvertrages das deutsche Volk, sechzig Millionen Menschen, mitten im Herzen Europas, ein ehrliches, sauberes, großes Volk, in den Schmutz, in Krankheit, Hunger und Schmach gestoßen. Sie haben große Teile des deutschen Volkes unter die Herrschaft von Minderwertigen gestellt. Sie haben das junge stolze deutsche Volk unter die Gewalttätigkeit der Franzosen und Polen gebracht, die es nach ihrer Weise mit Hohn bewarfen. Sie haben das deutsche Volk, das schon vor dem Krieg auf zu engem Raum gedrängt lebte, aber mit seinem Fleiß sich dennoch nährte, seiner Basis beraubt: seiner Kolo-

nien, seiner Hochseeflotte, eines großen Theils seiner Kohle und seines Eisens, seines Außenhandels. Sie haben ihm damit unmöglich gemacht, einfach unmöglich, zu existieren. Sie haben von drei Deutschen den einen zum Verhungern bestimmt, oder alle drei zum Verfrüppeln. Sie haben alle diese grausamen, ja wahnsinnigen Entscheidungen getroffen, in der klaren Absicht, daß da, wo ein gesundes, sauberes Volk wohnt, Krankheit, Schmutz, Verwirrung, Not entstünde und da, wo einst in Europa ein schmucker sauberer Garten war, ein Schmutzloch entstünde, ein Herd für fressende Krankheit der Menschheit. Ein bekannter Amerikaner hat die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn man allen Völkern Gelegenheit gäbe, also auch den Deutschen und Russen, sich zu restaurieren, daß sie dann vorwärts sähen mit Hoffnung, anstatt rückwärts mit Haß. Das ist psychologischer Unsinn. Der Amerikaner denke sich, daß nach einem verlorenen Krieg die Neger Louisiana bekommen hätten, die Mexikaner Arizona, die Indianer die Staaten von Washington und Oregon und daß ihm dazu noch jede Schmach angetan wäre, die perverse Gesinnung erfinden kann, und man sage ihm, er solle in Hoffnung nach vorn sehn und nicht in Haß in die Vergangenheit. Bildet der Amerikaner sich ein, daß das deutsche Volk weniger stolz ist als das amerikanische? Meint das amerikanische Volk, weil es ihm gefiel, durch seinen Präsidenten der Henker des deutschen Volkes zu werden, es hätte weiter das Recht, es vom Henkerstandpunkt aus zu schätzen? Das deutsche Volk kann, so wie seine Feinde es zugerichtet haben, nicht leben, es ist zu zahlreich für sein Gebiet. Es will auch nicht so leben, weil es nicht ehrlos leben will. Das ist das, was ich hierüber sage.

In einer deutschamerikanischen Zeitung stand dann weiter, daß ich gesagt hätte, daß der Kaiser im allgemeinen ängstlicher

Natur gewesen wäre. In Wirklichkeit habe ich gesagt, daß er zwar persönlich tapfer, aber vor großen Entscheidungen ängstlich und unsicher gewesen wäre. Ich habe oft Gelegenheit genommen, zu sagen, daß der deutsche Kaiser ein ehrenwerter Mann gewesen wäre und immer das Gute gewollt habe, besonders nichts heißer gewünscht habe, als daß Frieden bliebe, und daß das deutsche Volk keinen Grund habe, ihn zu hassen, und daß denn auch in der Tat kein Haß im deutschen Volk gegen ihn bestände, sondern nur Mitleid mit seinem Schicksal. Ich habe auch gelegentlich gesagt, daß das deutsche Volk keine Ursache gehabt hätte oder jetzt hätte, seine gewesenen Fürsten zu verachten, daß sie sich immer als gutwillige ernste Menschen erwiesen hätten und den Vergleich mit den andern Fürsten in Europa, die noch auf ihren Thronen saßen, durchaus ertragen könnten, ja, die meisten von ihnen überragten. Wie sollten wir beschmutzen und beschmutzen lassen, was unser ist und solange in Ehren stand?

Es wird dann in einigen übernationalen Zeitungen behauptet, daß ich — wie früher schon einmal — über Bismarck geringschätzig geschrieben und gesprochen hätte. Das Gegenteil ist der Fall. Ich bin von allen deutschen Schriftstellern derjenige, der Bismarck am höchsten geehrt hat. Freilich, ich habe ihm ein gut Stück von Hagen gegeben, vielleicht etwas zu viel; aber ich habe ihn zur Nibelungenhöhe erhoben und habe ihn zum Freund der Götter gemacht.

\*

San Francisco, 13. August 1922.

Wir fuhren bis an den Abend durch breites, mageres Land und waren morgens, als ich hinausfah, im wilden Wald-

gebirge, in dem wir bis in den Nachmittag fuhren, zuletzt dem Lauf des Sacramento folgend. Abends vorher hatten wir viele Feuer gesehen; die Landleute verbrannten das Stroh auf dem Feld. Sie haben hier keine Scheuern und kein Vieh, bauen nach einem Brachjahr immer wieder Weizen und verbrennen das Stroh. Als wir am andern Nachmittag aus dem Gebirge herauskamen, waren wir in tropischer Wärme und sahen neben dem Bahnhof die ersten Palmen, so hoch wie das Haus.

Ich hätte den Yellowstone Park sehen sollen, das Yosemite-tal und den Grand Cañon; aber es hält mich länger als acht Tage auf, und ich muß als Deutscher Geld sparen. Und dann ist es auch so mit mir: das Übermäßige und gar Absonderliche macht keinen Eindruck auf mich; ich liebe das Gesunde, Schöne und Häufige. Ich liebe in allem nicht das Seltene, sondern die gute typische Art und Rasse. Und das sehe ich hier überall in der Landschaft und Menschen. Wenn ich auch den Baum nicht zu sehen bekomme, der über dreihundert Fuß hoch ist und durch dessen ausgehöhlten Stamm — die Barbaren! — die Autos fahren, so werde ich viele sehen, die zweihundert Fuß hoch sind. Und sehe ich die dreißig schönsten Weiber im Land nicht, die zurzeit zu einer Schönheitskonkurrenz in Atlantic City versammelt sind, so sehe ich täglich viele, viele schöne, schlanke, frische Menschen und Kinder. Ein wundervolles Land, dies ganze Amerika, und tüchtige, frische Menschen. Und ich verstehe und liebe Land und Volk.

\*

San Francisco, 16. August 1922.

Gestern bin ich mit drei Herren zwei Stunden weit durch das ziemlich kahle und von langer Dürre trockne Land . . . an

der einen Seite hohe kahle Hügelreihen . . . nach Süden gefahren, um drei alte Leute zu besuchen, die dort ein Weingut haben. Sie haben den Platz wüst überkommen, einen völlig verfallenen spanischen Weingarten, ohne Haus. In dreißigjähriger Arbeit haben sie ein köstliches Gütchen daraus gemacht: Ein schönes, kleines Haus, eine schattige Laube, ein hoher Palmengang, Reihen von Pflaumenbäumen, zu deren Füßen es dicht in wunderbarer Bläue auf der Erde liegt, ein kleines Haferfeld, und ein großes Weinfeld, das langsam zum Tal geht. Zwei andre alte Leute, denen der Erfolg ihrer Arbeit immer wieder aus der lässigen Hand geglitten ist, sind ihre Tagelöhner. Ich hatte dort drei gute Stunden, pflückte einige reife Mandeln vom Baum, sah Datteln im Laub reifen, ging durch ausgebreitete Pflaumen, die in Kästen dörrten, und sah über das weite Tal, in dem eine alte spanische Mission lag, nach den dürren Hügeln hinüber. Die ganze Landschaft sieht sonderbar spanisch trocken aus, so leise Don Quichotisch. Nur wo Berieselung ist, da ist Uppigkeit. Es wohnen hier jetzt drei Millionen Menschen. Wenn es dreißig sein werden und alle fleißig, wird es ein einziger schöner Garten sein.

Abends waren wir bei einem freundlichen Bildhauer, in dessen Atelier, einem ziemlich großen, hohen und gutgegliederten Raum, allmählich so um siebzig Leute zusammenkamen, die irgendwie zur Kunst Beziehung hatten. Es waren mehrere schöne Mädchen und Frauen da, auch einige sehr gute Männerköpfe, und einige bedeutende Künstler, unter ihnen Theodor Dreiser und George Sterling, die einen weiten Ruf als Schriftsteller haben. Einer der Herren hielt eine längere Rede auf mich, worauf ich in englisch kurz antwortete. Ich unterhielt mich sehr gut mit den schönen Frauen, mit Zeichengeben und Wundern, wie Du Dir denken kannst, auch mit einigen Jüdern.

Evanni Prakashananda, der Hindupriester, läßt Dich grüßen.  
Es war sehr hübsch.

\*

San Francisco, 22. August 1922.

Du darfst an der Zukunft Deutschlands nicht verzweifeln. Der Stand seiner Münze bedeutet nicht den Stand seiner Gesundheit und seines Wertes, und gar den seiner Zukunft. Du mußt keinen Augenblick zweifeln, daß Deutschland wieder in die Höhe kommt. Ein Volk ist nicht dreihundert Jahre alt und ein Mensch nicht dreißig, sondern ein Volk ist dreitausend Jahr alt und ein Mensch dreihundert; alle gute Art seiner Vorfahren wohnt und wirkt in ihm. Vor allem aber mußt Du das Gefühl abtun, als wenn da irgendeine Schande auf Deutschland läge. Vier Jahre wilder, schwerer Krieg und zwei Jahre Hunger, und in einem Kirchspiel von tausend Seelen sechzig Tote auf den Schlachtfeldern von Rußland bis zum Stillen Ozean: das ist genug für die Menschennatur. Lloyd George hat gesagt, es hätte dem deutschen Volk November 1918 der Tambour gefehlt. Lloyd George irrt sich. Wer versteht die Seele eines andern Volkes oder gibt sich Mühe, sie zu verstehen? Kein Tambour konnte dies ausgehungerte, von der Menschheit angeekelte, falsch geführte, an sich selbst verzweifeln, ausgeblutete Volk noch zu weiteren Taten emporreißen. Für jedes Volk kommt die Stunde des Zusammenbruchs. Nein, wir haben ehrenvoll bestanden, und sollten stolz sein auf diese schwere Zeit. Das deutsche Volk hat viele Kinder in der Fremde, die noch nach ihm zurücksehn, die um es gekämpft haben, inwendig im Herzen und mit Worten, und mit banger Hoffnung an es denken. Das deutsche Volk ist nicht allein sich selbst und seiner großen, stolzen Vergangenheit,

sondern auch diesen seinen fernen, treuen Kindern schuldig, daß es seiner Zukunft Großes zutraut. Es soll ein Tag kommen, für alle Deutsche, daheim und in der Fremde, der Tag, wo Deutsch-Oesterreich zum Reich kommt . . . da wollen wir Feste feiern und glücklich sein. Ja, an den Tag wollen wir alle denken, und wollen alle an ihn glauben.

Die acht schweren Tage von San Francisco sind nun vorüber; ich habe fast täglich sprechen müssen, bald hier, bald da: allgemein, politisch, literarisch, persönlich. Es ist wertvoll für mich, daß das Hotel so gut ist. Es ist ein so gewaltiges Gebäude, daß ich mich zuerst nicht darin zurechtfinden konnte. Es hat eine wundervolle hohe Halle von ruhiger Größe, dunkel, mit machtvollen ernstern Säulen. Wohl tausend Menschen gehn da hin und her. Chinesische Diener in gelber Seide gehn langsam durch den Raum und halten alles in Ordnung. Ein schönes hellblondes Mädchen spielt mit ihrem Hund; sehr zierliche Zwerginnen gehen in eleganter Kleidung nach dem Ausgang, um ihren Spaziergang zu machen; eine Koreanerin in blauen Seidenhosen sitzt in einem hohen Stuhl und sieht mit stillen, stumpfen Augen in das fremde Leben. Unter dem hohen Bild zwischen den beiden machtvollen Säulen sitzen etwa sechzig Menschen im Halbdunkel an Tischen und schreiben oder sehen ins Treiben um sie. Es ist ein wunderbares Bild menschlichen Lebens und Wanderns in einem wunderbaren Abendschein, ein ergreifender Stoff für einen großen Maler. Aber das sieht in diesem Land keiner.

Du kannst Dir vorstellen, daß ich häufig an Erdbeben denke, und diese hohen Häuser und diese menschenüberfüllten Straßen und diese ungeheuren Läden und diese tausende Lichter plötzlich stark schwanken sehe und alle Gesichter fahl und alle in wildem Schreien und Rennen. Aber trotz dieser Gesichte

bin ich immer völlig ruhig. Ich ging mein ganzes Leben lang nach der Natur meiner Mutter über halboffene Gräber und immer ruhig, und oft fröhlich. Ich bin tapferer gewesen, als Ihr alle, — die Ihr oft über mich spottet — die Ihr Welt und Leben so viel fester verankert seht.

Die Reporter sind immer entzückt, wenn ich ihnen in meiner lebhaften und oft böshaften Art Rede stehe; aber nachher bringen sie doch nie, was ich gesagt habe, sondern ihre eignen Phantasien, obgleich die lange nicht so schön sind. Sie haben noch nicht die Gabe, auf andre Menschen zu hören. Sie sind selbst noch so weise. Sie sind das erste Volk der Erde, Ruhm der Menschen! Nun, Gott wird ihnen sagen, was sie sind. Eine Welle in seinem Meer . . . rollt auf und ab . . . und rollt weiter . . . wie alle Wellen.

Ich denke zuweilen, ob ich diese Briefe veröffentliche? Tu es, wenn ich nicht wiederkomme. Nicht für die jetzige Generation in Amerika, die wird sie nicht lesen. Sie ist viel zu stolz dazu, auf irgendeinen Menschen zu hören und nun gar auf einen Europäer, und nun gar auf einen Deutschen, einen von jenem Volk . . . ach, dazu haben sie keine Zeit, keine Neigung und kein Bedürfnis. Aber für manchen Nachdenklichen in Europa hätte es den Wert eines menschlichen Dokuments aus dieser Zeit der Blamage des Menschengeschlechts. Aus der Zeit, da ein zertretener, hungernder Grieche im goldenen, ungerechten, Völker und Völkerehre fressenden Rom . . . nein, ein Deutscher in Angelsachsen reiste, und bei den zahllosen Pfirsichen, die unter den Bäumen in Kalifornien achtlos vermoderten, an die leeren und kalten Hände der deutschen Kinder dachte, die darum leer und kalt sind, weil Angelsachsen die Versprechungen nicht gehalten hat, die es dem deutschen Volk gemacht hat.

\*

Los Angeles, Cal., 23. August 1922.

Wir fuhren gestern morgen von San Francisco nach Süden, erst durch Baumfarmen: Pflaumen, Pfirsiche, Apfel. An der Straße standen oft Alleen von Palmen. Nachher kamen wir in eine Landschaft von Weizenfeldern und Weideland. Große Herden wurden von schlanken Reitern zusammengetrieben; auf einem Weizenfeld wird mit vierundzwanzig Pferden geerntet: Mäher und Drescher fuhren langsam übers Feld und ließen Säcke voll Korn hinter sich. Am Wege stand eine spanische Mission von 1705 in Trümmern. Dann kamen wir durch ein Gebirge, an hohen Abgründen entlang, und dann sahen wir das Meer und wir fuhren eine Zeitlang oben auf der Küste entlang, so als wenn die Bahn bei Meldorf oben auf dem Kleve liefe; es war aber wohl dreimal höher. In Mulden zum Meer hinab standen in einer Art großen Heide oder Ginster schöne Steineichen; unter ihnen, dicht überm Meer, ein altes niedriges Haus. Jeder Baum und jeder Strauch ist fremd, anders als in der Heimat. Dann und wann trat einer der Wärter in die Mitte des Wagens und sagte in einer kleinen Rede, was Sehenswertes käme. Wir kamen erst spät abends an und hatten noch eine lange Fahrt, bis wir das Hotel erreichten, das so groß ist, daß die Dame im Garderobenstand mir nicht sagen konnte, wo der Laden des Barbiers wäre. Der Garten ist voll von hohen Palmen und andern schönen Bäumen, die mir alle unbekannt sind; die Sonne scheint leuchtend herab, Tag für Tag. Rund um den Hotelgarten stehen schöne Häuser. So ein kleines kalifornisches Haus (Bungalow) mit sehr niedrigem Dach und schöner Tür unter zwei Säulchen, und zwei Palmen davor, und dann ein unschuldiges, leichtes Herz . . . das muß ein schönes Leben sein.

\*

Los Angeles, Cal., 28. August 1922.

Sonntag morgen fuhren wir in dem Auto eines Freundes sechs Stunden an der Küste entlang nach San Diego. Wir fuhren durch viele Apfelsinenfelder; die Bäume sind so groß wie halbstämmige Apfelbäume; die Früchte hingen gelb, aber noch klein, in den Zweigen. An den Straßen standen Alleeen schöner, hoher Palmen. Nach zweistündiger Fahrt kamen wir zu einer halbverfallenen spanischen Mission und gingen durch einige Räume. Bis hierher, an den Rand des Stillen Ozeans, und drüben, auf der andern Seite des Ozeans auch bis an die Küste, hat die Kraft und Macht des kleinen spanischen Volkes in Europa gereicht. Hier, an dieser Stelle in Kalifornien, ist ihre fernste Auswirkung westwärts; ostwärts ist es irgendeine alte Festung oder ein Kloster, das verfallen ist, an der Küste Chinas. Rund um die Erde, und das in der Zeit der kleinen Holzsegelschiffe! Das kleine spanische Volk hat viel mehr gekonnt als das englische; auch war seine Kultur menschlich größer, tiefer und heroischer. Woran mag es gelegen haben, daß es so zurückging? Welche innere Kraftquelle versagte und warum versagte sie? Oder muß alles in der Schöpfung auf und ab gehn? Ja, das ist so. Sie ist tragisch, und im tragischen Lauf sich reinigend . . . Mein Glaube von meiner Kindheit an.

Deutschland wird es nicht so weit bringen, wie Spanien es brachte. Es fehlte ihm der schmale, wuchtige, eine Glaube, und damit die wuchtige, eine Stoßkraft. Die hatte Spanien in seinem katholischen Glauben; England in seinem Calvinischen. Ein neuer und geliebter, junger und stoßiger Glaube, der eine neue Kultur schafft, der macht es. Wer kommt nun? Amerika? Es sind hier sicher ein Glaube und eine Kultur im Ent-

stehn, die in der Menschheit ganz neu sind. Noch ist es zu jung. Ein Bierzehnjähriger kann noch kein Held sein. Es ist noch ein Schüler, und zwar in der Schule Englands, und alles, was es jetzt hat und zeigt, ist noch nicht sein rechtes, sein eingeborenes. Rußland oder Japan-China? Wer kann es wissen? Welle auf Welle! Krater auf Krater schießt aus der ewigen Tiefe. Und immer höher werden Wellen und immer wilder braust es aus den Tiefen! Und mitten darin die ungezählten Atome des kleinen Menschenherzens, das ewig ist wie die Schöpfung.

Als wir über einen Gebirgszug hin weiter nach Süden kamen, wurde es immer mehr spanisch: die Leute, die Maultiere, das Geschirr, die Häuser. Wir kamen an die Küste, die ziemlich steil abfällt; an einigen Stellen gehen Täler, mit schönen Steineichen besetzt, nach dem Strand hinab. Geier fliegen darüber hin. An einer bastionartigen Stelle des Weges, überm Meer, standen Landleute mit den köstlichen Früchten des Landes: Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen. Wir redeten einen von ihnen an, einen großen, ernstern Mann. Da erkannte mich der Mann nach meinem Bilde, und wir sprachen ein wenig miteinander über seine Heimat, die Lüneburger Heide. Soweit ist deutsches Blut über die Welt verstreut und für den deutschen Staat verloren. Viele Deutsche grämen sich und klagen darüber; sie sagen, das deutsche Volk sei überall, besonders in Amerika, der Kulturdünger. Aber mir scheint, mit Unrecht. Alle Völker Europas haben so Millionen Kinder weggeben müssen, die Erde, wo sie leer geworden war, zu besiedeln; und für alle diese Völker ist die ausgewanderte Volkskraft verloren gegangen. Sogar den alten Eroberer- und Kolonistenvölkern ist sie verloren gegangen: Dänemark, Schweden, Holland, Spanien. Sie ist dabei, auch England verloren

zu gehn. Das deutsche Volk hat in diesem Punkt kein besonderes Unglück, keine besondere Belastung. Es hat, gleich wie vor ihm alle alten Völker, einen Teil seiner Kraft hergeben müssen, neues Land zu besäen. Woher soll die Saat sonst kommen? Woher sollen die neuen Völker sonst ihren Ursprung nehmen, die gleich neuen Menschen, immer wieder und wieder geboren werden? Sollen von allen Völkern das eine geizig sein und nicht beitragen? Hier in Amerika soll ein neues Volk entstehen. Viele Völker tragen bei, daß es werde, auch das deutsche. Und die hinausgehen und in dem neuen Land bleiben, gehn verloren. Es kommt für das gehende Volk darauf an, daß in der Heimat genug von alter Stammeskraft übrig bleibt. Und darin wird es, was Deutschland angeht, trotz Frankreich auch in Zukunft keine Not haben.

Überhaupt sollten die deutschen Menschen das Gefühl besonderer Not, Bedrückung oder Belastung vom Schicksal fahren lassen. Es gibt eine besondere Art von deutscher Klagerci und Wehleidigkeit. Was wir durchgemacht, haben alle älteren Völker erlebt. Freilich, das deutsche Volk hat eine besondere Schwierigkeit, eine besondere Belastung. Das ist die, daß es inmitten Europas liegt, rund umgeben von andern Völkern. Das war seine Not, seine Mühe, und ist das Wesen seiner innern und äußern Geschichte gewesen, und war auch der Grund des letzten Krieges und der besondern Grausamkeit des Friedens. Aber diese seine besondere Not und seine daher bedingte ganze Geschichte ist zugleich — das zeigt sich mehr und mehr, und nie deutlicher als nach diesem Krieg — die Schule zu seiner besonderen und großen Aufgabe, seinem großen Auftrag gewesen, nämlich dem, einstmals die Völker Europas zu vereinen, nicht durch das Schwert, sondern durch die Kräfte seines Geistes und seiner Wirtschaft. Zu einem größeren Be-

ruf gehört eine schwerere Schule. Wir sollten das Klagen lassen, als wenn das Schicksal besonders grausam mit uns wäre. Wir sollten nach jener großen Aufgabe hinsehn und an ihr arbeiten.

Der Lüneburger reichte mir zwei große Pfirsiche in den Wagen, Früchte des neuen Landes, das er und seine Enkel mit bauen helfen. Er war ein tüchtiger Mann von hoher Gestalt und klugen Augen. Sein Geschlecht wird dem amerikanischen Volk gut tun. Und wir sollen dem werdenden amerikanischen Volk das gönnen.

Gegen Abend erreichten wir San Diego und fuhren nach kurzem Aufenthalt hindurch und nach Süden weiter über die Grenze nach dem ersten kleinen Ort in Mexiko. Es war ein elendes Spieler-, Trinker- und Verbrechernes, und ich fürchtete mich, als ich hinten im Halbdunkel an einer schmutzigen Bar stand, einige Postkarten zu schreiben. Die Verdorbenheit des Ortes kann man aber weder dem merikanischen noch dem amerikanischen Volk zur Last legen; es ist durch das Schmugglergesindel beider Völker verschuldet.

\*

Los Angeles, Cal., 29. August 1922.

Gestern abend hielt ich in San Diego meinen letzten Vortrag. Nach mir sprach eine berühmte alte Dame, Mrs. Tingley, die auf dem wunderschönen Steilufer des Ozeans eine theosophische Schule hat, wo etwa zweihundert Kinder aller Nationen in dieser Lehre erzogen werden. Sie sprach englisch, sehr sicher und gewandt, und sehr freundlich für Deutschland. Sie sagte unter anderm, sie hätte im vorigen Jahr auf ihrer Europareise nicht die Absicht gehabt, Deutschland zu besuchen;

sie hätte auch sehr wenig von Deutschland gewußt; aber wie sie in England angekommen wäre, hätte dort mancher kluge und ernste Mann mit großer Achtung, ja Ehrerbietung von Deutschland gesprochen. Als sie dann nach Norwegen und Schweden gekommen wäre, hätten viele gesagt, es wäre durchaus nötig, daß sie Deutschland sähe; es wäre wohl das beste und sauberste Land, und das erste in Europa. Als sie dann weiter nach Finnland gekommen wäre, hätte man ihr gesagt: „Was Finnland geworden ist, hat es zum großen Teil dem deutschen Volk zu danken.“ Da hätte sie sich nach Deutschland aufgemacht, und hätte alles bestätigt gefunden.

Heute nachmittag fuhren wir nach ihrem Besitztum Point Loma hinaus. Wir wurden feierlich empfangen und in eine bunte, helle Rundhalle geführt, eine Art lichtem Tempel, wo etwa hundert junge Menschen mit Kränzen im Haar unter schönem Blumenschmuck standen. Gesang, Reden, wieder Gesang, Dialoge von Kindern: es ist eine Art edler griechisch-goethischer Weltanschauung. Dann Aufforderung an mich, etwas zu sagen. Ich sagte in deutscher Sprache, daß mir dies alles fremd . . . fremd wäre . . . schön, edel und leuchtend . . . aber fremd . . . und ich erzählte von der Kirche in Barlt, ihrer schweren Steinmauer und dem festen Gebälk, daß sie ein starkes Haus hätten, dahin zu flüchten, wenn die Wogen der Nordsee über die Deiche kämen . . . von dem trüben Himmel und den schweren Winden, und der harten Geschichte . . . was alles uns schwerblütig, ernst und herbe mache. Ich sagte, ich wollte dem amerikanischen Volk nicht alles Schwere wünschen, was das so viel ältere deutsche Volk im Lauf der Jahrhunderte erfahren hätte, weil es von allen Völkern der Erde am schwierigsten und gefährlichsten wohne, umringt von andern Völkern . . . aber auch über das amerikanische Volk würden schwere Zeiten kom-

men, nach dem Willen der Schöpfung, die durch das Leid das Edle schaffe. Einst werde das amerikanische Volk, das jetzt so reichlich, sonnig und üppig lebe, auch im Leid sitzen. Möge es sich dann nicht dem Dunklen zuwenden, sondern diesen schönen und edlen Ideen, die in dieser Schule gelehrt würden, erst recht aus tiefster Seele anhängen . . . Wieder Gesang, und schönes Saitenspiel auf einer großen goldenen Harfe. Als ich sah, daß es zu Ende geht, gehe ich noch zu der Jugend und rede einiges in Englisch zu ihnen. Wenn ich ein Wort suchte und nicht gleich fand, nickten sie mir freundlich zu, und die Schönste, eine von deutschem Blut, half mir einmal mit leiser Stimme. Ich spreche immer ganz ruhig und langsam, fast wie einer, der im Traum redet. Nachher aßen wir in einem schönen, festlichen Raum und hörten noch viel aus dem interessanten Leben der Gründerin, und dann fuhren wir wieder nach Norden. Wir fuhren bis tief in die Dunkelheit hinein . . . Die Palmen sahen sonderbar aus in grauen, welken, langen Köcken, wenn wir vorüberjagten.

Hier mache ich nun Schluß. Ich habe mich bis zur völligen seelischen Ermüdung meiner Aufgabe gewidmet. Es widerstrebt mir zuletzt, mich so oft zu wiederholen, nicht allein in den Vorträgen, sondern noch mehr in den Unterhaltungen. Immer dieselben Fragen, immer dieselben Ausführungen: Verteidigung des Kaisers, an dem sie viel herumrätseln, Ursachen des Zusammenbruchs, Gründe und Gegengründe, den Vertrag von Versailles zu unterschreiben, die schreckliche Henkerrolle Amerikas, die seelische Not der Amerikaner deutscher Herkunft. Ich bin kein Volksredner, aber was schlichte, eindringliche Beredtsamkeit vermochte, habe ich getan.

\*

Santa Monica, Cal., 31. August 1922.

Die Hitze in Los Angeles war sehr groß. Es muß schwer sein, für Leute, die nördliches Klima gewohnt sind, in solche Glut versetzt zu sein. Ich sehe Leute in diesem Sonnenbrand auf der Straße, die sicher aus dem fernen Norden kommen: Norweger, Schweden, und es scheint mir, daß sie langsamer, gewissermaßen vorsichtiger dahingehn, um der Sonne nicht zu erliegen. Wir haben Los Angeles verlassen und sind hierher an den Strand gefahren, wo die Luft frischer ist. Hier gehe ich durch Menschen, die herumliegen oder baden, und arbeite einige Stunden an dem Bericht für das Central Committee; aber zur Hauptsache beschäftige ich mich mit dem Warten. Übermorgen treten wir die sechstägige Bahnfahrt an . . . Tag und Nacht . . . immerzu . . . über Chicago nach New York. Die Bahn, die wir benutzen, die Santa Fe, fährt durch heiße Wüstengegend und gilt in dieser Zeit des Streiks als besonders unsicher. Neulich ist da ein Zug von den Bahnleuten verlassen worden, und Frauen und Kinder haben da tagelang in einem wüsten Ort unter Entbehrungen liegen müssen; und das Material der Bahn ist in Verfall, da die Werkstatteleute seit Wochen streiken.

Jetzt mache ich oft den Versuch, mir vorzustellen, wie glücklich ich sein werde, wenn ich Euch in Hamburg oder Bremen auf dem Pier stehen sehe. Aber ich lasse den Gedanken immer wieder fallen. Ich bin noch viel zu ungläubig. Erst wenn ich an Bord des Schiffs bin, werde ich anfangen, es zu glauben. Aber noch in der letzten Nacht vor der deutschen Küste werde ich zweifeln, und werde in dieser Nacht nicht schlafen. So ist einem Menschen zumute, der in seinem Leben selten gereift ist.

\*

Santa Monica, Cal., 2. September 1922.

Das amerikanische Volk ist noch westwärts in der Völkerwanderung begriffen. Das Ziehen nach Westen erstreckt sich noch heute von einer Küste zur andern. Ich glaube, es gibt wenige Amerikaner, denen nicht zuweilen der Gedanke durch den Sinn fährt: Soll ich nach Kalifornien oder Oregon oder Washington ziehen? Das ganze Volk ist noch voll unruhigem Wanderdrang und erst Teile von ihm sind dabei, zu einem beruhigten und sesshaften Volk zu werden. Aber nicht allein die Tatsache des Wanderns ist ein Beweis seines noch kolonialen Zustands; es hat auch in jeder andern Beziehung noch koloniales Wesen an sich. Da ist noch der große Respekt vor der Frau als dem selteneren und feineren Wesen; da ist die Sitte, den Tisch formlos mit Speisen zu überladen; da ist der Mangel dessen, was in Nordeuropa Gemütlichkeit heißt; da sind die Holzbauten der Wohnhäuser und Kirchen, wie zum Weiterwandern notdürftig aufgebaut. Es hat alles etwas Nüchternes, ohne Ehrerbietung, ohne stilles Sinnen. Die Kinder sind kälter, sicherer, ohne die Köstlichkeit der Kindheit; sie sind kleine Erwachsene. Das ganze Land ist ohne den Duft des Unbewußten, der in Kindheit und Kunst, die eines Stammes sind, hervortritt. Wenig Gefühl für Musik und Dichtung. Es ist alles frisch, fest, glücklich, traditionslos, steht auf, geht wieder. Es liegt aber nicht allein daran, daß die Masse dieser Menschen hier noch keine Heimat haben, noch nicht hier gewachsenes Volk sind; es liegt wohl in Klima und Natur des Landes. Sie sagen, daß Sommer und Winter ohne weichen Übergang rasch erscheinen und daß Blumen und Vögel nicht von europäischer Weichheit sind.

Das amerikanische Volk ist zurzeit noch keine einheitliche

Masse und Rasse wie andere Völker; es ist noch ein von vielen Ländern und Rassen zusammengelaufenes, neues, erst werden- des Volk. Von dieser Masse sind dreifünftel, weil aus den un- kultiviertesten Völkern Osteuropas gekommen, ohne alte Kul- tur und ohne angeborne Kulturbegabung, mit einem dünnen Firnis neuer amerikanischer Bildung versehen. Daher ist es voll Ungleichmäßigkeit, Unruh, wirren und ernststen Gefühlen, seine Existenz als Volk und Staat voll von verborgenen Ge- fahren. Wenn ein Unglück käme, könnten Dinge geschehn, so schrecklich, so verworren, wie keinem andern Volk; denn es gibt kein Volk auf der Erde, das so wenig Volk ist.

Um diesen ungeheuren Gefahren, die es unbewußt fühlt, entgegenzuwirken, zeigt die gewaltige amerikanische Masse mancherlei Erscheinungen, die als unbewußter Selbstschuß an- zusehn sind. Manche Erscheinung des amerikanischen Volks, die ihm eigen ist und die Bewunderung der Fremden erregt, ist als ein Selbstschuß anzusehn, den das werdende Volk zur Förderung dieses Werdens sich automatisch selbst geschaffen hat. Die einzelnen intellektuellen Menschen handeln in klarer Erkenntnis; aber die Völker als Ganzes sind noch wie Tiere und werden von Instinkten getrieben. Als ein Selbstschuß ist die Macht der Verfassung und der Regierung anzusehn, die autokratischer ist als in irgendeinem andern Land. Wer der Verfassung und der Regierung Opposition macht, gilt kurz- weg für schlecht, ja für des Teufels. Das Volk erträgt eine Verwaltung, die alle Ernsten im Land mit großem Kummer „verrottet“ nennen. Es erträgt sie, scheint mir, weil es fühlt: wenn wir anfangen, an Verfassung und Regierung zu rütteln, könnte leicht alles fallen. Als Selbstschuß erklärt sich auch die Macht der Religion, das Ansehn der Kirchen. Das Volk fühlt, daß es dieser Führung der Güte, Milderung der Sitte, Ver-

einigung der einzelnen Verstreuten, Wegweisung in die Zukunft bedarf, daß es kirchenlos in wildestes Wesen zerfallen würde. Auf dieselbe Weise erklärt sich die Verehrung, die das Kapital besitzt. Das Streben nach Geld, das durch das ganze Volk geht und es beherrscht, die Hoffnung, reich werden zu können, vereint das ganze Volk. Der Kapitalismus ist ein Befriedigungs- und Vereinigungsmittel des werdenden Volks und zurzeit durchaus noch zu seinem Segen. Auch die Hochachtung, ja Verehrung des Weibes erklärt sich so. Das Volk fühlt instinktiv: wenn das Weib, das mildere Geschlecht, regiert, so wird alle Unruh, die in mir ist, gedämpft. Auch die Prohibition ist so zu erklären. Das Volk fühlt, daß da eine Hemmung, eine Beschränkung ihm gut täte. Auch der Zug gegen Deutschland hat darin seinen innersten Grund. Das werdende Volk suchte und ergriff mit wilder Lust die Gelegenheit, sich zum erstenmal als ein einiges, gemeinsames Wesen zu fühlen und zu sehn. Das amerikanische Volk handelt in allem instinktiv begreiflich und richtig. Es hat jetzt die Not und Unruh seiner kolonialen Zeit; und alle Erscheinungen und Entschlüsse, die so oft das Verwundern der Fremden sind, sind so zu verstehn und sind so richtig. Wenn das koloniale Zeitalter vergangen sein wird — ohne neue Einwanderung in dreißig bis hundert Jahren — dann werden andere Unruhen über es kommen: schwere Fragen über Verfassung und Verwaltung, Zölle und Steuern, Religion und Sitte. Es werden gewaltige Unruhen und Kämpfe kommen, die sich bis zu Bürgerkriegen und zeitweiligen Trennungen versteinen können. Es ist nicht abzusehn, wie gar eine Niederlage der äußern Politik dies aufgeregte, sich mühsam selbst beruhigende Volk erregen würde.

Auch in seiner äußern Politik ist das Benehmen dieses

Volks noch ganz kolonial und jung. Es hatte zuerst seine Völkerverwanderungskämpfe. Der Kampf gegen England, gegen die Indianer, der Bürgerkrieg — die Politik der Südstaaten war ein Hindernis, ein Block am Bein der Nordstaaten in ihrem stolzen Zug nach Westen —, die Unterdrückung der Neger. Nun, nachdem das Volk sein neues Land sich erobert hat, beginnt seine Heldenzeit. Die Zeit überschüssiger, hin- und herschlagender, junger, abenteuerlicher Kraft . . . die Zeit der Kreuzzüge. Die Jugendzeit, die Heldenzeit eines Volks, bringt Taten knabenhaft edlen, verführten Sinns. So ging es jedem jungen stolzen Volk; sie wurden zu ihrer Zeit, in ihrem edlen idealistischen Sinn, von kalten, oft bösen Menschen, auf irgendein Abenteuer fortgerissen. Was waren das für Leute, die das junge Europa zu den Kreuzzügen begeisterten, die alle die andern Völker zu ihren Kreuzzügen verführten, von denen sie so oft mit langen Ohren und so oft mit gequältem Gewissen heimkamen? Das amerikanische Volk hat den ersten Kreuzzug gegen Spanien gemacht. Ich will darüber nicht urteilen. Sie warfen Trümmer, die da waren, ins Wasser. Den zweiten, völlig irrend, das Edlere niederschlagend und das Verfaulende stützend, gegen Deutschland. Es fühlt seinen Irrtum und stugt. Aber es wird auch noch seinen dritten Kreuzzug machen, dahin, wohin England es schickt. Ein jedes Volk bedenke und hüte sich! Ein großes Volk, wohl das mächtigste der Erde, hat die Zeit seiner edlen, irrenden Jugend, die Zeit seiner Kreuzzüge . . . Aber nach diesen Erfahrungen wird es nachdenklicher, selbständiger, überlegter werden, und wird aus einer edlen Jugendzeit in überlegendes Mannesalter treten.

Um die Zeit wird es auch eine neue und eigene, an sich selbst glaubende Kultur haben. Welche Art Kultur wird es sein? . . . Es gibt kluge Leute, auch angelsächsische, die sagen:

Was hier in Amerika bis jetzt geleistet ist, das haben nicht die geborenen Amerikaner getan, sondern eingewanderte Europäer, Kinder des europäischen Klimas, der europäischen Erde. Wenn einmal die Einwanderung aus Europa aufhört, wird dies amerikanische Volk von dem schlaffmachenden Klima überwältigt und den Weg der Indianer gehn. Man sieht es deutlich, sagen sie: die zweite, dritte Generation ist schon nicht mehr so frisch, fleißig und treu wie die erste; und besonders bei den alten amerikanischen Familien zeigt sich oft Dekadenz. Die Indianer, sagen sie, sind vom Westen gekommen, aus einer alten guten Kultur, und sind in diesem Klima auf nichts gekommen. Der Einwanderung vom Osten wird es ebenso gehn. Eine rasche Blüte; dann rascher Niedergang. Es liegt am Klima.

Ich glaube das nicht. Freilich, das ist klar: dies Volk, das unter dieser brennenden Sonne, in dieser feuchten oder dörrenden Luft entsteht, wird kein angelsächsisches sein, sondern ein ganz anderes, nie Gesehenes. Was für eins? Was werden seine Haupteigenschaften sein? Wie ich es gesehen habe, wie es jetzt ist, in Connecticut und Pennsylvanien, in Indiana und Iowa, in Washington und Oregon, und nun in Kalifornien, in seinen Häusern und seinen Straßen, auf seinen Bahnhöfen und seinen Autofahrten, und die Veränderungen sehe, die es über die Menschen bringt, die am Elbeich oder in Yorkshire oder Norwegen geboren sind, so möchte ich sagen: es wird ein Volk werden, das in Erscheinung und Charakter dem etwas steifen, ritterlichen, katholischen Wesen des spanischen ähnlich ist --- die Sonne ist spanisch . . . Es wird dem angelsächsischen sehr fern rücken.

In seiner äußeren Politik wird dieses ritterliche, stolze, etwas äußerliche, gewaltige, große Volk, wenn es seine edle

törichte Knabenzeit hinter sich hat, und wenn es seiner spanischen Kultur stolz geworden ist, den Marsch in die Welt antreten; und wird seine neue Kultur, die es für besser halten wird — und mit Recht — als die alte, missionarisch in andre Welttheile tragen wollen, von Gott getrieben. In welche? Ich glaube nach dem Westen. So wie jetzt spanische Missionen sechstausend Meilen weit vom Mutterland an diesen Straßen Kaliforniens stehn, so werden nach tausend Jahren helle amerikanische Missionen am Himalaya stehn. So wie das Volk Europas dies Land Amerika aufgewählt hat, so wird das Volk Amerikas Asien pflügen. Das amerikanische Volk hat einige Männer von starker Tüchtigkeit gehabt; aber noch keine großen Männer, die die Geister des Volkes scheiden oder das ganze Volk zu gewaltigen Taten hinreißen, keinen Gregor VII., Luther, Napoleon, Bismarck. Ich will nicht sagen: Keine von diesen Erscheinungen wird diesem großen, neuen Volk erlassen werden; aber sie werden einige von der Art haben, und werden geführt werden, wohin der Geist Gottes in diesen großen Menschen sie weisen wird.

Und Europa? ... Die meisten Völker Europas sind in ihrem Stand und Wesen konsolidiert. Sie hatten ihre Jugend- und wilde Heldenzeit, als sie, vom Bewußtsein einer besseren Kultur und höheren Wesens getrieben, über ihre Grenzen schäumten: Die Schweiz, Holland, Schweden, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Spanien. Einige dieser Völker sind in ihrem gesamten unversehrten Volkstum gesättigt, in sich beruhigt; die geringere Kraft schließt sie aus vom Streit der Großen. Schweden, Holland, die Schweiz leben, in sich gesättigt, im Zustand der Befriedigung, keinen hassend, von keinem gehaßt, in einem edlen, ehrenvollen Frieden. Ihre Grenzen, ihre Ehre, ihre Zukunft stehn für eine lange Zeit fest.

Deutschland und Frankreich und Italien sind noch nicht in ihrem Volkstum befriedigt und beruhigt. Sie haben Wünsche wie schwere dumpfe Träume, nach außen hin, Deutschland das deutsche Ostreich, und jetzt das ganze deutsche Volk, aufs schwerste beunruhigt, seine große Irredenta im Osten. Diese Völker sind noch in Unruh und werden es noch weiter sein. Aber sie sind nicht fern von der inneren Befriedigung und Beruhigung; ein einziger Krieg noch kann sie schaffen. Wenn es der Wille des Schicksals ist, kann nach einem nächsten Krieg dieser größere Teil von Europa befriedigt sein, und es kann der Bau eines gemeinsamen Dachs vor sich gehn, der Bau der vereinigten Staaten von Europa. Jeder bleibt selbständig für sich in seinem Wesen und seinem Ganzen, nur Ernten, Handel und Wandel gehn ohne Zoll über alle Grenzen. In diesen vereinigten Staaten würde Deutschland aber, im Zentrum liegend und mit den Gaben, die dem deutschen Geist gegeben sind, eine große, zukunftssträchtige Rolle spielen.

Aber wird es so kommen? Die Staaten Europas liegen noch in schwerster Uneinigkeit. Auf der einen Seite droht England, auf der andern Rußland. England und Rußland: das sind die beiden Gegner, die Bewerber um Europa. Rußland wird nun aufwachen. Die es am meisten zu fürchten haben, haben es geweckt. Es wird nun jung werden und stark, und wird eine neue, frische Kultur in sich gebären, und wird diese seine neue Kultur für wertvoller halten, als die der Nachbarvölker, und wird sich aufmachen und sie verbreiten wollen. So hat es Griechenland gemacht und dann Rom, und dann Spanien, und dann England. So werden es in den nächsten Jahrhunderten das große amerikanische Volk machen und das russische. Und neue Kulturen wollen immer westwärts gehn, das ist eine mystische Tatsache. Auch Rußland wird seine junge, tiefere

Kultur nach Westen tragen wollen. Vielleicht gegen die ältere Kultur Deutschlands, wahrscheinlicher gegen die gegenwärtige Weltherrschaft, gegen seinen irdischen und religiösen Gegner, gegen den, wider seinen Willen, hemmenden und zerstörenden Geist Europas, England.

\*

Im Zug nach Chicago, 5. September 1922.

Wir stiegen Freitag morgen in Los Angeles in den Zug. Zweihundert Fahrgäste, die meisten für Chicago bestimmt. Wir kamen erst durch schön bebautes Land, große Apfelsinenfelder; aber gegen Abend begann die Wüste: Trockne Flußläufe, in denen wir entlangfuhren, elendes dürres Land; der Sand flog in den Wagen. Hier und da eine Hütte in ödem Steinfeld, ein Wagenzug, Knaben ruhig und zäh in hohen Sätteln, alles bestäubt und gelblich weiß in der Sonne flimmernd. In der Nacht kam ein Gewittersturm von Norden und riß kleine Brücken, die über das trockene Flußbett führten, weg, und wir mußten sechs Stunden still liegen. Dann fuhren wir durch die abgekühlte, erfrischte Nacht weiter durch Arizona: gelbe, dürre Weide, spärliche Büsche wie Wacholder aussehend, Kakteen so hoch wie ordentliche Bäume, hier und da Zelte der Bahnarbeiter, meist Mexikaner, und ganz selten einmal die Hütte eines Ansiedlers. In der Nacht erreichten wir Colorado und fuhren an einigen Kupferminen vorbei, alles schrecklich dürr und ärmlich. Erst nach zwei Tagen und zwei Nächten sahen wir das erste ordentliche Wohnhaus. Nachmittags erreichten wir das westliche Kansas, das auch noch sehr dürr ist. Wie wir aber am andern Morgen erwachen, ist die Landschaft grüner und wird immer schöner und bewohnter: erst Pferde und Kuhherden, von Reitern getrieben, dann aber schöne

Maisfelder, dicht vor der Reife; gute Farmen. Es werden viele Unruhen gemeldet. Überall stehn Wachen mit Gewehren.

\*

New York, 15. September 1922.

Nach einer heißen Fahrt von Chicago sind wir gestern hier angekommen, etwas abgefallen und stark verschmutzt, ich aber froh, daß ich Euch nun fast um die Hälfte näher bin.

Ich bin noch einmal wieder durch die jüngste und hellste Großstadt der jetzigen Menschheit gefahren, nun froher, da die ebenso schwere wie ungewohnte Arbeit hinter mir liegt. Immer im Schutz und in der freundlichen Gesellschaft von Dr. Keiler, ohne den ich nicht die Hälfte gesehen und erreicht hätte, habe ich noch einmal die Freunde der Sache besucht, bin mit George Horst durchs Kunstmuseum gegangen und auf dem Verdeck eines großen Omnibus die fünfte Avenue hinuntergefahren, und habe eine gemütliche Stunde mit Leuten von bekannten Namen: Frank Harris, Levisohn, G. S. Bierack zugebracht. H. Menken — wir waren beide begierig, Bekanntschaft mit- einander zu machen — ist leider in Europa.

Sie führten mich noch einmal wieder auf die Plattform eines der höchsten Häuser, daß ich ‚die Welt sehe und alle ihre Herrlichkeit‘. Da lag sie tief unter mir, von Sonne überflutet, in all ihrer seltenen Mächtigkeit, und ich sah im Geist über sie hinweg und über das ganze Land, durch das ich von Meer zu Meer gefahren bin. Die meisten Besucher, soviel ich weiß, haben ihm ein Lied gesungen zu seinem Lobe. Es bedeutet nicht viel; es ist ja so Brauch der Gäste. Ich will sehn, ob auch ich es kann, ich Deutscher.

Ein Volk im Werden! Das östliche Drittel, bis zum Missis-

issippi, hat ein wenig Geschichte gehabt; sie ist beschlossen in den beiden Namen und Gestalten Washington und Lincoln. Die übrigen zwei Drittel, alles was westlich des Mississippi wohnt, wandert und baut, ist noch kein Jahrhundert alt und hat noch keine Geschichte. Sie zeigten mir die älteste Kirche, sie war siebenzig Jahr alt. Sie zeigten mir den ältesten Namen in der Stadt, er war siebenzig Jahr alt. Ich sah eine Steinplatte an der Mauer lehnen; ich dachte: ‚oh, ein alter Grabstein;‘ aber das war ein europäischer Gedanke; der Stein war fünfzig Jahr alt. Sie zeigten mir einen schmalen, abschüssigen Weg vom Waldgebirge hinab ins gelobte Land Kalifornien: ‚Da sind die ersten Einwanderer mit ihren Karren hinabgefahren‘. Es sind fünfzig Jahre her. Das ist ihre Geschichte. Es ist ein Volk noch ohne Heimat und Heimatsinn, Geschichte und geschichtlichen Sinn. Es fehlt noch die Erfahrung, der Irrtum, die Not, die Reue, die immer schmerzende, wunde Narbe, das Grübeln und Kopfschütteln und das schwere Ahnen.

Nein, das alles ist noch nicht da. Sie haben etwas andres. Sie haben das muntere, raschfertige, leichte: all right. Alles in Ordnung! Das ist ihr Lieblingswort. Es ist ein Wanderer-, Prospektoren-, Sport- und Jägerwort. Sie sind Jäger, und haben immer Glück gehabt. Sie haben Indianer und Büffel gejagt, Neger, Spanier und Deutsche, Gold und Kupfer und Ölquellen, und haben immer, immer Glück gehabt. Und abends sitzen sie beim Feuer und reden von der Beute. Sorgen? Gedanken? Recht oder Unrecht? Danach fragen Jäger nicht. Dies Volk ist in den Tagen Roms, als es die adriatische Küste erreichte, Spaniens, als es Kolumbus absandte, Englands, als es die Hand auf Südafrika und Indien legte. Ein Volk in der Frühblüte, wegen seiner Frische, Helle und Tüchtigkeit von der Gottnatur begünstigt und gesegnet.

Aber seht, alles Rechte und Wertvolle hat einen tragischen, wehmütigen Gehalt. Ob Menschen oder Völker: alles, was Wert hat, hat das edle Zeichen der Schuld, Reue und Not auf der Stirn. Alle ältern Völker tragen dies Zeichen und leugnen es nicht: Spanien, Holland, Schweden, England, Frankreich, Deutschland. Die Schöpfung ist tragisch. Dies Volk von Amerika hat dies alte, heilige Schöpfungszeichen noch nicht. Hier ist noch keine Narbe, Klage, Reue, Not, Irrtum. Hier ist noch alles rechnerisch klar; und die Rechnung stimmt völlig. Hier ist noch alles ‚all right‘, alles in Ordnung.

Und schön ist dies all right! Wunderschön! Ach, hätten wir doch von diesem ‚all right‘ etwas in Deutschland. Die deutsche Regierung sagt: Ich kann dem Bucher nicht steuern. Das deutsche Land sagt: Ich kann keine Bauern ansiedeln. Die deutschen Städte sagen: Ich kann keine Häuser bauen. Und das hauptsächlichste Wort des deutschen Geheimrats war von jeher: „Das geht nicht!“ Ich behaupte, die Amerikaner hätten mit ihrem ‚all right‘ manchem deutschen Übel abgeholfen! Oh, mit dem amerikanischen ‚all right‘ wäre vieles in Deutschland leichter und freundlicher zu machen. Oh, und hätten wir doch in ganz Europa etwas davon! Ich behaupte: Dann wären die Vereinigten Staaten von Europa schon im Entstehn. Sie hätten um 1900 gesagt: ‚all right‘, und wären in Berlin zusammengekommen, und hätten einen guten Anfang gemacht. Es hat einmal einer gesagt: Es wären die Basalte, die Europa hätte und Amerika nicht. Richtig. Es sind die Basalte. Alte Gewohnheiten, altes Recht, vor allem alte Menschen! Es fehlt der große, gute amerikanische Wille. Der große und gute Wille vieler könnte die Basalte allmählich zur Seite schieben.

Aber dies ‚all right‘ hat auch seine schlimmen Seiten. Was

tat einmal dies helle, muntre, lachende Wander- und Prospektoren-, Sport- und Jägervolk in heller edler Übereilung, in allzu raschem „all right“? Sie zogen aus gegen ein böses Volk . . . und sieh . . . es war gut und gutwillig wie sie. Sie nahmen einem kinderreichen, wachsenden Volk seine Kolonien und gaben sie dem kinderlosen Volk. Sie nahmen einem reinen und tüchtigen sein Hab und Gut und gaben es dem faulen und bequemen. Sie nahmen einem weißen Volk die Ehre und gaben sie dem vernegernden. Sie brachen einem Volk, das ihnen glaubte, ihre heiligen Versprechungen, und gaben es in die Hände von Schindern. Das alles deckten sie mit ihrer hellen freundlichen Flagge, auf die sie so stolz sind, wenn sie über ihnen im Winde rauscht. Ich sage dies nicht wegen Deutschland; um Deutschland ist mir nicht bange. Ich sage es wegen Amerika, das ich liebe, an dessen große, herrliche Zukunft ich glaube. Hier sind die Anfänge seiner Tragik. Da sind die getöteten Büffel und die verwüsteten Wälder. Da sind die Indianer in ihrer Erde. Da sind die Neger, von seinem Pöbel getötet. Da sind in ihrer Flagge außer den achtundvierzig Sternen und dreizehn Streifen diese vierzehn Punkte. Immer diese vierzehn Punkte . . . Alles Wertvolle trägt dies Zeichen der Schuld und Not, dies Zeichen der Schöpfung, Mensch wie Volk. Auch das amerikanische Volk beginnt, dies Zeichen zu haben. Nicht mehr frei von Schuld, mit leicht gequälter Seele und umwölckter Stirn tritt es seinen hohen Weg an. Aber nur Schuld und Not macht frei und groß.

Und nun ist die Arbeit getan und die Gedanken wenden sich nach Europa zurück. Zum lieben Heimatland . . . Nein, es ist mir nicht bange um Deutschland. Freilich, es steht ganz allein unter den Völkern. Wie alle Völker allein stehn! Die Völker der Erde sind zurzeit noch durch eine Kluft voneinander ge-

trennt, die voll Haß und Grausen ist. Ihre Freundschaften untereinander sind nichts als lächerliche Lügen. Wohl, die Millionen einzelner Menschen in jedem Volk denken freundlich und gütig über Millionen der andern Völker. Eine Welle heißen Mitleids geht von Millionen Deutschen zu dem darben- den russischen Volk. Englische Menschen reden zu vielen Tau- senden freundlich von Deutschland. Dänische Menschen neh- men sich zu tausenden deutscher Kinder an. Und so in allen Völkern. Aber die großen Tiere selber, die Völker als solche, sind kalt, mißtrauisch und böse gegeneinander, und fallen über- einander her, wenn eine Stunde des dumpfen Irrsinns, wirrer Berrücktheit über sie kommt. Während die meisten einzelnen Menschen verständige Wesen sind, sind die Völker als solche noch tierisch und dumpfen, unheimlichen Trieben verfallen. Es ist eins der größten Rätsel der Schöpfung. Millionen der ein- zelnen Menschen sind im Zeitalter der Elektrizität und Morali- tät, aber die Völker als solche sind in dem Zeitalter der Bronze und der Menschenopfer. Das große Tier Deutschland war dumpf gleichgültig, leichtgläubig, zutraulich, fahrlässig, un- vorsichtig. Da wurde es von den anderen Tieren, die vorsich- tiger, schleichiger, schlauer waren, als eine gute Beute über- fallen und niedergerissen und den Hyänen übergeben, die noch jetzt an ihm zerren.

Aber ein Volk wird nicht getötet. Auch in diesem Punkt ist ein Volk anders geartet als der einzelne Mensch. Ein Volk wird nicht getötet; es zieht sich in sich zusammen, festigt sich, ruht, erneuert und erbaut sich inwendig; und allmählich erholt es sich wieder. Frankreich möchte diesen natürlichen Verlauf hindern; aber es ist ein unnatürliches und unnützes Unterneh- men. Denn schon die nächsten hundert Jahre werden wenig- stens dreimal Zeiten bringen, wo das große Tier Deutschland

irgendeinem der andern großen Tiere nützlich und wertvoll, ja lebensnotwendig sein wird. Dies andre Volk wird ihm wieder zu Waffen und Lust verhelfen. Und dann wird es sich seine Ehre wieder nehmen, die sie ihm beschmugt haben, als es durch Hunger und gebrochene Versprechungen wehrlos war.

Das deutsche Volk hat einen gewaltigen Ruck bekommen und der Ruck wird ihm gut tun. Es war gefühlvoll weichlich, dem russischen ähnlich, mit dem es ja auch sowohl verwandt wie benachbart ist. Es wird jetzt klarer, kälter und härter werden. Du lebst unter Tieren, Deutschland! Unter Tieren! Du hast immer unter ihnen gelebt; aber jetzt hast du es erfahren, so graußig, wie kein Volk es je erfahren hat. Unter Tieren! Unter Völkern, die kein Erbarmen mit den Kindern hatten, als schon Friede war! Unter Völkern, von denen keins für dich eintrat und eintritt, als du wehrlos geschändet wurdest! Vergiß das nicht! Sei hart! Schlage die nieder in deiner Mitte, die weichherzig sind, die von Glauben und Vertrauen reden. Schlag sie nieder, denn ihre Rede bedeutet Tuberkulose, verkrüppelte Kinder, durch Enge und Hoffnungslosigkeit angefressene, sinkende Sittlichkeit, und Schande. Sei kalt, und hoffe auf die Stunde, wo irgendeiner der großen Verbrecher und Meineidigen dich braucht. Dann verkaufe dich! Verkaufe dich tierisch, klug und teuer, und schaffe dir wieder Gesundheit und Ehre, und Lust zum Atmen. Unter Tieren, Deutschland! Unter nichts als Tieren! Du hast es erfahren!

Und dann, wenn der Lorbeer wieder um die freie Stirn liegt, dann sei gerecht! Sei gerecht und vornehm! Schreite als erstes der großen Völker zu dem edleren Zustand fort, zu dem einige kleinere: Schweden, Holland, die Schweiz schon gelangt sind: Greife nicht über die Grenzen deines Volkstums! Sei hart! Schlag die nieder in deiner Mitte, die wieder von Ant-

werpen und Longwy reden wollen, oder von Riga, von Warschau oder Triest. Schlag sie nieder! Die Menschen hier in Amerika haben einen großen Verejn: no more war! Kein Krieg mehr! Das ist eine Gedankenlosigkeit. Es muß heißen: no more injustice, keine Ungerechtigkeit mehr! Aus Ungerechtigkeiten entstanden immer neue Kriege. Aus Ungerechtigkeiten! Im Lorbeerfranz begehe keine Ungerechtigkeiten. Sieger waren immer dumm. Sei du der allererste kluge Sieger unter den großen Völkern!

Dann, wenn du das tust, wird deine Zukunft groß und schön sein. Sieh, was deine Not war durch Jahrhunderte: deine Lage mitten in Europa, diese Lage, die dich zum jammervollen Schauplatz von Kriegen gemacht hat sonder Zahl, die wird dann dein Gewinn sein. Um den ersten und einzigen großen Gerechten in ihrer Mitte werden sich die Völker Europas sammeln, und werden mit dir zusammenstehn und an der Zukunft der Menschheit bauen.

Und dann werden sich Europa und Amerika gegenüberstehn. Nicht mehr Amerika und Deutschland, sondern Amerika und Europa. Und in Amerika wird dann das große neue amerikanische Volk entstanden sein: hell, kühn, mutig, das Herz von den höchsten Menschheitsplänen voll. Dann werden sie beide zeigen, wessen edlere Stirn der schönere Lorbeer schmückt.

\*

An Bord des „Präsident Harding“, 25. Sept. 1922.

Lieber Dr. Keiler!

So gütig das Zentral-Komitee und Ihr alle bis zum letzten Augenblick gegen mich wart und so freundlich es von Euch war, mich an Bord zu bringen . . . wie war ich doch froh, als ich ganz

allein war, zum erstenmal nach fünf Monaten. Und daß ich auf der Fahrt nach Hause war! Ich bin nie in meinem Leben ein Held gewesen; ich habe so gar keine Anlage dazu. Wenn ich jünger gewesen wäre und hätte als Soldat den Krieg mitgemacht . . . ich wäre nicht feige gewesen; ich hätte es alles über mich ergehen lassen und hätte alles ertragen; aber ein Held wäre ich nicht gewesen. Aber nun scheine ich mir doch einer gewesen zu sein, ein einziges Mal in meinem Leben, da ich Heimweh und Liebe zum Alleinsein und Scheu überwunden habe, und unter die Menschen getreten bin, und gar unter tausende!

Ich stand an der Keeling und sah noch lange nach dem verschwindenden Land. Ich weiß nicht, ob andere Leute es auch können: ein Mensch, dem Gott das Sehen gab, kann ein Volk wie einen Menschen sehen. Ich sah Amerika; es stand als ein junges Weib auf einer Klippe in Colorado und sah von Meer zu Meer. Es war schlank und schön gebaut, in Wanderkleidung; und in seiner jungen, kühnen Haltung war leiser Zweifel und Schmerz. Ich erinnere mich noch, daß ich mich wunderte, daß es nicht lächelte oder gar lachte. Ich habe es deutlich gesehen: es lächelte nicht. Es muß ein Irrtum der Zeitungsschreiber sein, daß sie immer behaupten, und in allen Spalten davon reden, als wäre Amerika smiling. Ja, das muß ein Irrtum sein.

Es sind amerikanische Konsuln mit ihren Frauen an Bord. Mehrere von ihnen sind sicher von germanischem Blut; ich sehe es deutlich. Aber sie wollen es wohl nicht zugeben; sie sprechen nur englisch. Der eine erzählte mir, daß er mit den vorgehenden feindlichen Truppen ins Rheinland eingerückt wäre und wie ihm das deutsche Volk so viel reiner und redlicher erschienen, als das französische. „Es war, als wenn wir in

ein sonntägliches Land kamen“, sagte er. Zuletzt sagte er mit einem inneren Erstaunen, so, als wenn ihm erst jetzt das Wundern darüber kam: „Wie war es möglich, daß es Ihrem Volk so schlecht gegangen ist!“ Ich sagte: „Wir waren nicht wach und kalt genug . . . darum. Aber ich denke, wir haben es jetzt gelernt.“

Abends tanzten die Jungen, darunter mehrere schöne Mädchen; und ich glaube, ich habe die herausgefunden, die Ihnen am besten gefallen hätte. Sie ist lang, rassig und hat das schwarze Haar gebobbt. Es steht weit ab vom Kopf, wie auf den Bildern von Velazquez; und das Kleid ist an den Hüften durch Blumenranken aufgebauscht. Wahrhaftig, die junge Teufelin könnte in einem Bild von Velazquez stehn. Sie tanzten auf offenem Deck im Schuß der Leeseite; wenn die Musik schweigt, rauschen die schweren Wogen herauf und lecken hoch. Die Kapelle der Philippinen spielt gut. Im Fortgang ihres Spiels kommt zuweilen alte Wildheit über sie. Einer fängt an zu singen; ein anderer rafft einen Haufen silberner Ketten und Glöckchen vom Boden auf, schüttelt ihn nach dem Takt, daß es einen hellen, wirren Ton gibt, und wirft ihn klirrend wieder hin; alle wiegen sich in den Hüften; die Musik rast und die Augen blitzen. Sie sind im Gefühl in ihrer tropischen Heimat. Sie sind von ihrem Eiland her in San Francisco oder Los Angeles an den amerikanischen Strand gekommen; nun fahren sie weiter nach Europa. Es wird einmal eine Zeit kommen, wo jeder Teil der Erde der ganzen Menschheit gehören wird. Sie werden darin spazieren gehn, wie jetzt durch ihres Vaters Garten.

Die Gedanken flogen immer nach der Heimat voraus. Von der Mitte des Atlantischen Ozeans, so tausend Seemeilen westlich Irland, mit der Seele gesucht, ist deutsches Land und

Volk nicht groß. Es liegt versteckt und verdeckt hinter manchem andern Land, hinter Irland, England, Frankreich, Belgien. Und zu beiden Seiten und hinter ihm stehn und drohen weitere Völker. Deutschland hat zu groß von sich gedacht; das ist alles. Alleine oder mit zwei oder drei europäischen Landgenossen ist es nicht stark genug. Es muß mit einem oder mehreren der großen Weltvölker Bündnisse suchen. Seht, das ist das Ergebnis der Reise in die weite Welt: das Heimatland wird kleiner. Man muß seinen Kopf drehen und um die Ecken sehen, um es in der Schar der Völker zu finden. Es wird nicht weniger lieb und teuer. O nein! Aber es wird kleiner.

Ein frischer, windiger Sonntag. Der alte Schiffsarzt leitet, lässig auf die amerikanische Flagge gelehnt, den Gottesdienst. Er liest mit eintöniger Stimme aus dem Common prayer book; und dann kommen die Gesänge: lieblich, gläubig, zutraulich. O, Gott ist aller Angelsachsen guter Freund und vieljähriger Bundesgenosse!

Am neunten Tage sahen wir die felsige Küste von Irland; am zehnten liegen wir nachts auf der Reede von Plymouth. Auf der Reede von Cherbourg gehen die amerikanischen Beamten von Bord, um über Paris nach ihrem Bestimmungsort zu fahren. Am elften zählen wir: Terel, Terschelling, Vorkum . . . Norderney. Jede Insel liegt klar umrissen im frischen Sonnenlicht; es steht nur eine geringe Brandung vor ihren Stränden. Gegen Mittag die Türme von Bremerhaven; und dann das erste Grün deutscher Erde! Es ist klar: es ist ein ganz anderes Grün als sonst auf der ganzen Erde; und ich will einen Eid schwören, daß es solch alten, pazigen Turm, wie er da am Deich steht, sonst in der ganzen Welt nicht gibt. Wir fahren um die Mole und sehen einige hundert Menschen am Pier stehn, und ich suche und suche. Und dann sehe ich durch mein

gutes Glas . . . Gottes Wunder! . . . die beiden, die mir am nächsten sind. Da stehn sie! Natürlich etwas abseits . . . wir stehn immer etwas abseits. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß meine drahtlose Nachricht das kleine Dorf in Holstein wirklich erreichen würde. Ganz deutlich stehn sie da: die, die mit mir jung war und nun allmählich mit mir alt wird, und das Kind.

Unser großes Schiff sitzt im Schlick und muß die Flut abwarten. Wir stehn umher, sehn nach dem Pier und reden von unseren Plänen für heute und morgen. Ich ging zur Seite, um dem treuen Reisegefährten den ersten Gruß von deutscher Erde zu schicken.

\*

Varlt in Holstein, 1. November 1922.

Lieber Dr. Keiler.

Nun bin ich wieder in meinem Dorf und unter meinem Strohdach. Ich bin zuerst drei Tage umhergegangen, habe bald vor meinem Bücherbort, bald vor meinem Schreibtisch und bald vorm Herd gestanden. Dann bin ich durchs Dorf gegangen und über die Felder ums Dorf und über Strand und Heide; und einmal bin ich in den Wald gefahren. So habe ich von allem wieder Besitz genommen, das mein ist, weil ich darin geboren und aufgewachsen bin. An einem Abend kamen die Kinder durch die Dämmerung die Dorfstraße entlang, mit Laternen in den Händen; und Landrat Pauly war da und sagte einige freundliche, kluge Worte und ich antwortete, soviel ich im Augenblick sagen konnte.

Da sie anfangen, mich nach allem zu fragen, machte ich an den Bäumen und Telegraphenpfählen den Anschlag, daß ich am

Sonntag nachmittag von meiner Reise erzählen wollte. Da habe ich, nachdem Verta Maassen als Präsident des Frauenvereins vom Roten Kreuz ein Wort der Einleitung gesagt hatte, von allem erzählt, was ich erlebt und gesehen: vom alten Hindenburg und dem Reichspräsidenten, die beide in gleicher Weise würdige ernste Deutsche sind, obgleich sie verschiedenen politischen Parteien angehören, von dem großen Schiff auf dem wilden Meer und dem höchsten Haus in New York, von dem schlichten freundlichen Präsidenten in seinem weißen Marmorhaus in Washington und den hohen Bäumen im Tal in Kalifornien, zweimal so hoch wie der Kirchturm unfres Dorfes, von den schönen Mädchen von Bassar und von den Bettern in Iowa, die ich nie gesehen und doch erkannte, als sie noch fern auf der Straße gingen . . . Und zuletzt von Deutschland, daß es schöner ist als alle Fremde, und daß es wieder frei werden wird von seinen Mördern, und das leuchtende Herz Europas sein wird.

Gestern hatte ich, um mich für den Laternenzug zu bedanken, alle Kinder des Kirchspiels, zweihundert, zu Essen und Tanz in den Saal des Dorfes geladen. Sie saßen an langen Tischen und aßen Kuchen und tranken Kakao dazu. Als sie satt waren, standen sie auf, räumten Tische und Bänke weg, und fingen an zu tanzen. Es wurde eine kleine Rede gehalten . . . eine Zeitlang steht der junge Lehrer mit der Fiedel unter ihnen . . . Limonade . . . heiße Wangen . . .; ein ziemlich starker, aber sehr gemüthlicher Lärm erfüllt das ganze Haus. Es ist alles durchaus auf der Höhe niedersächsischer Dorfkultur. Da plötzlich ein großes Hallo, ein zorniger Aufschrei. Es stellt sich heraus, daß die kleinen Jungen vom Strand — am Strand ist das Wetter immer etwas rauher und ebenso die Sitten — von der Galerie herab den unten tanzenden Paaren auf die

Köpfe gespuckt haben! Eine Schar großer Jungen stürmt die Treppe hinauf und schafft da oben Justiz und Ordnung. Es ist nur ein kurzer Zwischenfall, ein kleiner Kultur-niederbruch . . . Die Musik setzt wieder ein und der Tanz geht weiter, und der ganze Saal ist wieder voll langsamer, schwerer, niedersächsischer Freude. Als es Abend wurde, mußten wir den Saal räumen, da dasselbe Ofenfeuer noch die erwachsene Jugend wärmen sollte, die nun tanzen wollte. In gutem Frieden gingen sie aus den weitgeöffneten Türen in den dunklen Abend hinein, die einen die Dorfstraße entlang, die andern über das weite Feld dem Strand oder der Heide zu.



## I n d e x

- |   |   |
|---|---|
| 1. Besuch bei Hindenburg.   | 26. Entgegenkommen der Presse.<br>Baltimore.                    |
| 2. Nozke.   | 27. Orthodoxe Pastoren. Phila-<br>delphia. Pastor Hoffmann.     |
| 3. Hannibal — Hindenburg. Im<br>Auswärtigen Amt.                        | 28. Überraschungen.   |
| 4. Dr. Köster.  | 29. Astoona. Ermüdung und Er-<br>regung.                        |
| 5. Walther Rathenau.  | 30. Pittsburg.  |
| 6. Desgl.   | 31. Carnegie. Die Zuhörer.                                      |
| 7. Der Reichspräsident.   | 32. Das Gebet des Methodisten-<br>pastors. Das heimatlose Volk. |
| 8. Für die Demokratie.  | 33. Fortsetzung. Amerika und Deutsch-<br>land.                  |
| 9. Demokratisches Königtum. Brief<br>des Reichspräsidenten.             | 34. Prahlerei von Deutschland.                                  |
| 10. Unmöglicher Zustand Deutsch-<br>lands.                              | 35. Pastor Vos. Rochester.                                      |
| 11. Amsterdam. Nachtwache.  | 36. Eindruck der Stadt.   |
| 12. Spinoza. Was bedeutet Holland?<br>Was Deutschland?                  | 37. Cleveland. Vier Gottesdienste.                              |
| 13. Viele Feldarbeiter. Wahlspruch<br>der Dranier.                      | 38. Pastorat. Eine Jansen.                                      |
| 14. Doelenstücke. Mitropa. An<br>Bord des Rhyndam. Ungern<br>Seefahrer. | 39. Backfische. Im Zug nach Chicago.                            |
| 15. Grübeleien: Arbeiter, Bauern.                                       | 40. Eindruck von Chicago.                                       |
| 16. Bebel, Bülow, Prinz Heinrich.                                       | 41. Wo will drop it. Klare und<br>wahre Amerikaner.             |
| 17. Ballin und der Kaiser.  | 42. Fahrt durch Illinois.                                       |
| 18. Gorkis Erlebnis und mein Auf-<br>trag.                              | 43. Gerichtshof. Das Goethedenk-<br>mal.                        |
| 20. Ankunft in New York.  | 44. Stadthäuser. Unterricht im<br>Deutschen.                    |
| 21. Erster Eindruck.  | 45. Kapitalismus.   |
| 22. Der Wetter in Iowa.   | 46. Rechtlose Massen. Die Freiheit.                             |
| 23. Eindruck der Stadt. Reporter.                                       | 47. Sozialdemokratie.   |
| 24. Erste Ansprache. Ihr Wert.  | 48. Das Grab der Verurteilten.                                  |

- |   |   |
|---|---|
| 49. Sozialismus und Heimeigentum.                       | 76. Columbus, Ohio. Der Zug eines Volkes. Die Kriegsschuld Deutschlands.                      |
| 50. Der Hasser Amerikas.                                | 77. Hilfe für Deutschland. Der Pazifist.  |
| 51. Der Nachbarssohn. Milwaukee.                        | 78. Saint Louis, Missouri.  |
| 52. Unterhaltung mit Jugendfreunden.                    | 79. Eindruck der Stadt. Negerreligion.  |
| 53. Kein Pfingsten. Champaign. Fragen nach Deutschland. | 80. Tod Rathenaus.  |
| 54. Faust II. Amerikanische Universitäten.              | 81. Charles Nagel. Rathenau.  |
| 55. In Bibliotheken. Indianapolis. Ansprachen.          | 82. Desgl.  |
| 56. Freundlichkeiten. Nächtlige Glocken. Buffalo.       | 83. Fort Wayne, Indiana. Spiritismus.   |
| 57. Der Ängstliche. Niagarafälle.                       | 84. Religiöses Leben. Davenport, Iowa.  |
| 58. Ithaca. Washingtons Grab.                           | 85. Die Einwohner.  |
| 59. Regierung. Parteien.                                | 86. Jan Witt.   |
| 60. Denkmal der Gefallenen.                             | 87. Kleiner und großer Glaube.  |
| 61. Amerika ein Bauplatz. Reading, Pa.                  | 88. Mason City, Iowa. Landleute und Wetterern.  |
| 62. Präsident Harding.                                  | 89. Amerikanische Schule.   |
| 63. New York. George D. Horst.                          | 90/91. Deutsche Einwanderung.   |
| 64. Der Straßenarbeiter.                                | 92/93. Schulen.   |
| 65. Bassar College.                                     | 94. St. Paul, Minnesota. Fahrt. Kein Dorf.  |
| 66. Angelfächsscher Glaube.                             | 95—99. Seguelles.   |
| 67. Providence, Rhode Island.                           | 100/101. Nicht böß gemeint.   |
| 68. New York. Deutscher Schimmel in Amerika.            | 102. Im Northern Pacific. Auf der Fahrt.  |
| 69. Die Turnlehrerinnen.                                | 103—105. Fischgespräche: a) „Man muß moralisch sein“, b) Religion, c) Deutschlands Untergang. |
| 70. Weltbeherrschende Städte.                           | 106. Stimmung. Ansichtskarten.  |
| 71. Marion, Indiana. Eindruck.                          | 107—112. Das Volk und die Religion.   |
| 72. Alte und neue Besiedlung Amerikas.                  | 113. Spokane.   |
| 73. Francis Socom. Amerika, Land des Wanderns.          | 114. Wanderung durch die Stadt.   |
| 74. Farmer und Farmerwanderung.                         |   |
| 75. Landwirtschaft.                                     |   |

- |   |  |
|---|--|
| 115. Jugend des Volkes.   | 150. Der Kaiser. Bismarck. San Francisco.                |
| 116. Der Veteran. Die Zeitung.  | 151. Liebe zum Gefunden, Häufigen.                       |
| 117—122. Ansicht eines Deutschen über Amerikas Rolle im Krieg.                | 152. Das Weingut.  |
| 123. Bunte Bevölkerung.   | 153. Flood Georges' Tambour.                             |
| 124. Seattle.   | 154. Das Hotel.  |
| 125/26. Zimmermann Maak.  | 155. Wert dieser Briefe.                                 |
| 127. Waldfahrt.   | 156. Los Angeles. Fahrt an der Küste.                    |
| 128. Vereinigte Staaten von Europa.   | 157. Spanische Siedlungen.                               |
| 129—131. Das deutsche Schiff auf der See. Warum verlor Deutschland den Krieg? | 158. Deutscher Kulturdünger?                             |
| 132. Der Wayfarer.  | 159. Deutschlands Aufgabe.                               |
| 133. Der junge Wanderer.  | 160—162. San Diego. Mrs. Kingleys theosophische Schule.  |
| 134. Tacoma.  | 163. Santa Monica.                                       |
| 135—138. Über die Deutschamerikaner.  | 164—169. Charakterisierung des amerikanischen Volkes.    |
| 139. Im Southern Pacific. Fahrt am Columbiafluß.                              | 169. Zukunft Europas.                                    |
| 140/41. Rote und weiße Indianer.  | 170/71. Im Zug nach Chicago.                             |
| 142. Koloniale Erscheinungen.   | 172—174. New York. All right! Das Zeichen der Schöpfung. |
| 143/44. Meine politische Stellung.  | 175. Feindschaft der Völker.                             |
| 144. Die Schuld am Krieg.   | 176/77. Das Tier Deutschland unter Tieren.               |
| 145—147. Meine Ansicht über die Revolution.                                   | 178. Deutschlands Zukunft.                               |
| 148/49. Deutschlands Entehrung durch die Feinde.                              | 179. An Bord des Präsident Harding.                      |

6

# Bücher von Gustav Frenssen

---

---

Die Sandgräfin

Roman. 107. Tausend.

Die drei Getreuen

Roman. 152. Tausend.

Jörn Uhl

Roman. 300. Tausend.

Hilligenlei

Roman. 180. Tausend.

Das Leben des Heilands

Volksausgabe.

Peter Moors Fahrt nach Südwest

Ein Feldzugsbericht. 200. Tausend.

Klaus Hinrich Baas

Roman eines Self-made-Mannes. 110. Tausend.

Der Untergang der Anna Hollmann

Eine Erzählung aus dem Seemannsleben. 73. Tausend.

Sönke Erichsen

Schauspiel. 2. Auflage.

Bismarck

Epische Erzählung. 26. Tausend.

Die Brüder

Eine Erzählung. 109. Tausend.

Grübeleien

Erlebnisse und Bekenntnisse. 24. Tausend.

Der Pastor von Poggsee

Roman. 62. Tausend.

## *Illustrierte Ausgaben*

Jörn Uhl

Mit 100 Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Bernhard Winter.  
Groß-Oktav.

Jacob Alberts

Ein deutscher Maler. Reich illustriert.

---

---

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin





452131

HUS Frenssen, Gustav  
F8797b Briefe aus Amerika.

**University of Toronto  
Library**

**DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET**

Acme Library Card Pocket  
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

